RosDok Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Walter Behrend

Zwei Ostseestädte, Rostock und Wismar

Leipzig: Klinkhardt & Biermann, [1909]

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769660584

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

Mk - 10708 a

UB Rostock
28$ 010 150 153

Stätten der Kultur

Eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter

Städte-Monographien

Herausgegeben von Dr. Georg Biermann

Band 21

Rostock und Wismar

Blick auf Rostock von Gehlsdorf aus.
Der Hafen.

ZWEI OSTSEESTÄDTE
ROSTOCK
UND
WISMAR

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

VON
WALTER BEHREND

VERLAG VON
KLINKHARDT & BIERMANN/IN LEIPZIG

Satz und Druck in Unger-Fraktur der
Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig
Buchschmuck von Bruno Gimpel

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

1984.81.

Inhalt

A. Rostock

Seite

1. Die Chronik von Rostock 1
2. Impressionen aus dem heutigen Rostock . . 67
3. Am Hafen. Ein Aquarell 93
4. Rostocker Kultur 103

B. Wismar 125

Verzeichnis der Abbildungen:

Rostock:

1. Gesamtansicht von Rostock.
2. Der Mühlendamm mit Nikolaikirche.
3. Das Ständehaus.
4. Das Steintor.
5. Das Kröpelinertor (Vorderansicht).
6. Das Kröpelinertor mit Wallanlagen (Seitenansicht).
7. Gotisches Giebelhaus am Hopfenmarkt.
8. Gotische Giebelhäuser am Schilde.
9. Gotisches Giebelhaus in der Großen Wasserstraße.
10. Universität.
11. Rathaus.
12. Neuer Markt und Marienkirche.
13. Altar in der Marienkirche.
14. Fürstenchor und Orgelempore in der Marienkirche.
15. Taufaß in der Marienkirche.
16. Gotisches Triptychon in der Marienkirche.
17. Astronomische Uhr in der Marienkirche.
18. Nikolaikirche.
19. Petrikirche und Petritor.

Wismar:

1. Wismar an der Ostsee (Gesamtansicht).
2. Nikolaikirche.
3. Das schwarze Kloster.
4. Die alte Schule.
5. Der Fürstenhof.
6. Der „Alte Schwede".

Die Chronik von Rostock

Söven Doren tho Sankt Marien=Karcke,
Söven Straten von dem groten Marckde,
Söven Dore so dor gahn to Lande,
Söven Kopmannsbrücken by dem Strande,
Söven Thorne, so up dem Rathuß stahn,
Söven Klocken, so dar dagliken schla'n,
Söven Linden up dem Rosengarden:
Dat syn de Rostocker Kennewarden.

Reich und bewegt ist die Historie der alten mecklenburgischen See= und Hansestadt Rostock, der Stadt mit den sieben Wahrzeichen, deren Türme sich zwei gute Wegstunden landeinwärts von der idyllischen Ostseeküste in den Himmel heben. Krause, vergilbte Chronikenblätter erzählen rühmliche Vergangenheit der Warnowfeste mit dem Vogel Greif als Wappen, von trotzigen, stolzen Handelsherrengeschlechtern, ihren kühnen, freien Bürgern, die in wilden Kämpfen die Selbstherrlichkeit ihrer Mauern wahren wollten, gegen die slawischen Obotritenfürsten, wie die Könige des Nordens, zu denen ihre bewimpelten Schiffe über die blauen baltischen Wellen steuerten. Noch stehen sturmumwitterte Zeugen verschollener Größe und Macht der Hansa, die ragenden Gebäude, in deren gotischem Zackenstil sich der ungezähmte Wille nordischen Mittel=

alters offenbart, feierlich und mahnend wie einst, in Rostocks Bannmeile. Sie zwingen sich der Erinnerung der Spätlinge auf, die im Schatten ihrer sakralen Fassade weilen, mit ihrer starren erhabenen Romantik, die längst nur noch mehr Schatten ist, hart bedrängt von den Einflüssen der kühlen, traumlosen Gegenwart. Aber aus Rostock ist der geschlossene Charakter gotischer Architektonik mehr gewichen als aus anderen Schwesterstädten, wie etwa Lübeck und Wismar, an deren Äußerem historische Träume leichter haften. Die Stadt ist ohne finsteres Gepräge. Sie ist malerisch und reizvoll wie nur eine der Städte des Nordens. Ihr Werden ruht fern im Schoße der Vergangenheit.

Schon der Name der Stadt führt in die Wendenzeit Mecklenburgs zurück. Die alten Historiker und Chronisten haben sich um seinen Ursprung gezankt. Bequemere Etymologen meinten, der Name „Rostock" komme vom Rosengarten her, der sich ehedem — jetzt bedecken öffentliche Gebäude, wie die Realschule und das Stadttheater, den Platz — vor der Stadtmauer, dem Steintor, breitete, und bedeute nichts anderes als eben Rosenstock. Andere Kommentatoren klügelten, die Bezeichnung stamme von einer roten Säule, zu der die slawischen Warnowfischer bei Zusammenkünften ihre Kähne lenkten, ergo hieße Rostock soviel als Rodestock = roter Stock. Spätere Forschung wies indessen nach, daß der Stadtname aus dem Wendischen geholt ist; denn irgendein Bischof Boguphal, der im 13. Jahrhundert zu Posen lebte, hat schon erläutert, daß mit „Rostock" (Rozstock, Rostochium) ein Ort von den Slawen getauft wurde, bei dem ein schmales Flüßchen plötzlich zum breiteren Strom anschwillt. Es wird an vier Dörfer in Böhmen und an eines in der Bukowina erinnert, deren Name ebenso lautet: Rostok, Rostoki und Roztoki.

Über dem Gründungsjahr der Stadt Rostock schwebt halbgelichtetes Dunkel. Ptolemäus erzählt schon von einem Laciburgum, und einem der Urväter, der Laromus heißt, wähnte, daß dies Rostock sei. Der Legende ist jedoch nicht nachzuspüren. Man weiß nur, daß das ursprüngliche Rostock von den slawischen Kissinern — ein verträumtes, schattiges Dörfchen in der Umgebung Rostocks, Kessin, mag noch an diesen Wendenstamm erinnern — als Burg über den Sumpfniederungen des rechten Warnowufers errichtet wurde. Im Jahre 1160 wird diese Wendenburg zum erstenmal genannt, doch soll sich ihr Gemäuer schon 329 in der Warnowflut gespiegelt haben. Damals (1161) kam der Dänenkönig Woldemar, Heinrichs des Löwen harter Bundsgenosse, mit viel Kriegsmacht vom Meeresgestade gezogen und zertrümmerte die Feste. Ein heidnisches Götzenbild, das sie barg, wurde verbrannt, nachdem die Bewohner, die wendischen Radegastanbeter, den Dänenschwertern entronnen waren. Auch Saxo Grammaticus hat diese Burg erwähnt.

Dort, wo jetzt der hohe, schlanke Riesenturm der Petrikirche kühn zu den Wolken emporschießt, wurde das zerstörte Rostock jedoch bald wieder aufgebaut. Die neue Ansiedlung, um deren Besitz dann die wendischen Herren Heinrich Borwin I., der Sohn Pribislavs I., des Erbauers von Rostock, und Niclot III., der Sproß des Obotritenfürsten Wratislav, heiß miteinander rangen, wird rasch von der Blüte eifriger Entwicklung gekrönt. Der Fürstenstreit kann ihr Wachstum nicht mehr hemmen, obwohl die Kriegsflammen sie gierig umzüngeln. Canut I. von Dänemark wird als Schiedsrichter angerufen. Der Jütenkönig entscheidet, daß Niclot Rostock und Kissin erhält, während das Land Mecklenburg mit dem Obotritengebiet an Heinrich Borwin fällt. Die Trennung wird nach Niclots Tod wieder aufgehoben, und Heinrich Borwin

wird Herr über Rostock und Kissin. Der Fürst sorgt emsig für die Erstarkung der deutschen Stadt Rostock. Sie erhält Zollfreiheit und die lübische Verfassung. Die Einwohnerzahl, der Zuzug von Kaufleuten mehrt sich. Neben der Altstadt wird eine neue Stadt errichtet. Ein kräftiges, bedeutendes Gemeindewesen erhebt sich dort, wo im Jahre 1189 nur ein Marktplatz lag. Um 1252 ist der Ausbau des deutschen Rostock vollendet, das jetzt eine Altstadt, eine Mittelstadt und eine Neustadt umfaßt. Mit drei Kirchen kann die Stadt schon prunken, mit denen von St. Petri, St. Marien und St. Jakobi.

So erhob die Zeit eine neue Macht am Ostseestrande, die im Jahre 1257 Sendlinge nach Lübeck schickt, zu den Verhandlungen des ehrgeizigen, schon nach Triumphen sehnsüchtigen Hansabundes. Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, das gotländische Wisby und Riga tun sich zusammen. Waffengeklirr schreckt die Gassen der reichen, verwegenen Städte des Nordens auf, die ihre Schiffe zu einem gemeinsamen Krieg gegen Norwegen takeln. Fast ein Jahrzehnt danach beschwören Lübeck, Wismar, Rostock und Greifswald abermals einen Bund, der bis 1296 ausgedehnt wurde. Welche Gewalt schon damals hinter Rostocks Mauern thronte, das geht daraus hervor, daß es an Wehrfähigkeit nur Lübeck nachstand. Die Travestadt stellte 100 Mann im Kriegsfall, Rostock 70, Stralsund 50, Greifswald und Wismar je 38 Kriegsleute.

Die mecklenburgischen Fürsten waren der Stadt Rostock zeitweise gütige Schirmherren, die die Entfaltung des gelben Vogel Greif-Banners hüteten. Der dritte Borwin sorgte um sie wie um seinen Augapfel. Mit Freiheiten und Privilegien wurde die machtvolle Warnowstadt, die weitgehende Handelsbeziehungen angeknüpft hatte, förmlich überschüttet. Bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts erhielt sie im

ganzen elf Privilegien, darunter die eigene Münzgerechtigkeit und Gerichtsbarkeit innerhalb der Stadt, zu Lande und auf dem Meere.

Des Fürsten Woldemar trauriger Nachfolger war der läppische Nikolaus, der letzte Sproß aus dem Rostocker Fürstengeblüt. Der kindische Enkel Heinrich Borwins III. wurde mit Spott bedacht. Man taufte ihn „das Rostocker Kind", das aber Unheil über seine Stadt rief. Nikolaus verlobte sich dreimal hintereinander. Einmal hatte er das Vergnügen mit der Tochter des Grafen Bussow von Lindow, dann mit Agnes von Brandenburg, der Tochter des Markgrafen Albrecht. Beim dritten Male machte er Ernst und führte die pommersche Margaretha, die Tochter des Herzogs Bogislav IV., heim, die ihm Vitzlav von Rügen auf den Hals geschickt hatte. Die Rachegeister waren jedoch losgelassen über den wankelmütigen Rostocker Bräutigam. Verschmähte Seelen verbündeten sich gegen Nikolaus, den ein anderer Nikolaus, der von Werle, hart bedrängte. Auch die Vettern der enttäuschten Brandenburgerin, die Markgrafen Otto und Hermann, kamen mit Heeresmacht gen Rostock gezogen, um den Treulosen zu züchtigen. Die brandenburgischen Kriegsmannen verwüsteten ringsherum das Land, das mit arger Not geschlagen wurde, und zogen erst wieder ab, als die Rostocker Bürgermeister die ergrimmten Markgrafen durch einen erklecklichen Haufen Silberbatzen besänftigt hatten. Über diese heimliche Tat der Stadtväter Albrecht Snakenborg und Curt Rensow gerieten aber die Rostocker Bürger fast in Aufruhr. Sie murrten laut, und als dies die Ratgeber des kindischen Nikolaus hörten, bewogen sie eine Anzahl Ritter, bei Nacht und Nebel in die Stadt zu dringen und die Bürgermeister gefesselt mit sich zu führen. Der Fürst selbst wurde veranlaßt, die Zugeständnisse an die brandenburgischen Markgrafen zu widerrufen.

Nach dieser Tat packte den schwächlichen Nikolaus, der in Nöten steckte, abermals Furcht vor seinen Feinden. Er rief diesmal den König Erich Menved von Dänemark als Schirmherrn an und bot ihm im Jahre 1300 die Stadt und das Land Rostock als Lehen dar. Der Däne schlug die fette Gabe nicht aus. Im Sommer des folgenden Jahres landete er bei Warnemünde, um das Lehen, das er mit Nikolaus von Werle zu teilen beschloß, in Empfang zu nehmen. Die verratenen Rostocker wehrten jedoch die Pranken des dänischen Bären ab. Die Stadt wurde belagert und große Macht gegen ihre mannhaften Bürger aufgeboten. Erich Menved rief die Herren von Holstein und Langeland, die Fürsten von Werle, Rügen und Mecklenburg, sowie die Markgrafen von Brandenburg als Bundsgenossen herbei, um den Widerstand der Rostocker Mauern zu brechen. Die Rostocker erlagen schließlich dieser Gewalt und mußten dem Dänenkönig ihre Tore öffnen, der seine Vasallen als Verwalter über die Stadt und das Land Rostock bestellte. 1302 geschah die Huldigung der Seestadt vor dem Sieger.

Im Jahre 1311 brach der Zwist von neuem los, als Heinrich der Löwe die Feier der Hochzeit seiner Tochter mit dem Herzog Otto von Braunschweig nach Wismar verlegen wollte. Allein die Wismarer Bürger beschlossen, die Vermählungszeremonie nicht in den Mauern ihrer Stadt zu dulden, und versperrten dem Fürstenzuge ihre Tore. Heinrich der Löwe ergrimmte darob. Sein Zorn schrie nach König Erichs Hilfe. Mit den Dänen im Bunde berann er die trotzige Stadt, der Rostock, Lübeck und Stralsund Beistand gewährten. Von dem Kriege berichtet der Rostocker Doktor Werner Reinhold, daß die Hanseaten „soviel Schiffe in die See brachten, daß sie fast den ganzen Strom von Wismar bis Rostock damit bedeckten". Diese Armada der unverzagten Städter griff

das Dänengeschwader wild an und zerstreute es in alle Winde.

Trotz seines Unglücks schwoll dem König der Kamm. Er befahl den Rostockern, den Wismaranern ihre Hilfe zu entziehen und sich Heinrich dem Löwen, seinem Statthalter, gehorsam zu zeigen. Da Rostock sich im Triumphrausch nicht um das dänische Gebot scherte, verband sich Erich Menved nun mit dem brandenburgischen Markgrafen Woldemar zu Ribnitz. Und die Fürsten beschlossen, vor der widerspenstigen Stadt ihre Macht zu entfalten, zunächst nur als bloßes Schaugepränge. Der Glanz, in dem viel Drohungen und arge Absichten wider den Bürgertrotz wetterleuchteten, sollte die Hoffart der Hansa in Demut kehren. Also ward ein großes Turnier von den erbosten Machthabern ausgeschrieben, zu dessen Pracht alle nahen Fürstlichkeiten unter Rostocks Mauern gerufen wurden. Zugleich wollte man ratschlagen, wie die Seefeste zu strafen sei, deren Sieg den Neid aller Purpurmäntel weckte.

Als der Maimond des Jahres 1311 mit frohem Lichtglanz die Warnow bestrahlte, kamen die Herzöge, Fürsten und Grafen und viele andere edle Herren zu König Erichs großem Turnier, wie es an Prunk noch keine der deutschen Gauen je gesehen hatte, gen Rostock gezogen. Die Chronik weiß zu erzählen, aus welchen Landen der eitle Pomp all der adligen Gäste des Dänengebieters heranzog: „Sie kamen aus Polen, Braunschweig, Franken, Thüringen, Meißen, Sachsen, Hessen, Brandenburg, Schwaben, Bayern, Mecklenburg, Wenden, Engern, Cleve, Friesland, Holstein, Schweden und Wittenburg. Es waren da die Erzbischöfe von Magdeburg, Bremen und Lundt; die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt, Camin, Schleswig, Lübeck, Brandenburg, Schwerin, Ratzeburg, Havelberg, Rothschild, Odensee und Abow. Hierzu kam noch

eine unzählige Menge von Rittern und Edelleuten. Ferner waren erschienen viele Ratspersonen, nicht allein aus Mecklenburg, sondern auch aus Pommern und der Mark; und endlich über 6000 Zuschauer. Schließlich kam auch der König mit der größten Pracht und einem starken Gefolge auf der Warnow an und ließ den Rostockern anzeigen, er habe sich entschlossen, eine königliche Lustbarkeit bei ihnen anzustellen, und würden sie also dafür Sorge tragen, daß er und sein Gefolge bequem untergebracht würden."

Der ehrbarliche Rat von Rostock verschloß jedoch vorsichtig die Stadttore vor den dräuend funkelnden Harnischen der fehdelustigen Herren. Auf dem Rosengarten schlugen diese ihr Lager auf. In einem Zelt aus Purpur und Gold thronte König Erich, voll finsteren Zorns gegen die wehrfähigen Bürger, die hinter dem Schutz ihrer Mauern den üppigen Zierat der Fürsten verspotteten. Welch ein Gewirr im Lager! Welch buntes Schauspiel! 640 Paar Klopffechter waren zur Belustigung der Schar mitgebracht worden und ungezählte andere Schaukämpfer, als da sind Springer, Ringer und Wettläufer. Gaukler und Possenreißer heischten mit lustigem Blendwerk den Beifall der vergnügten Herren.

Geputzte Musikanten zogen auf, die ihre Fiedeln strichen, auf Hackbretter klopften, Dudelsäcke bliesen und Leiern zupften, daß auch die Rostocker droben auf ihren Mauern helle Freude an dem wirren Spektakel haben konnten. Keiner der Fürsten wollte sich's lumpen lassen, weder der Markgraf von Brandenburg, noch der Herzog von Lüneburg, die Tag und Nacht zwei Springbrunnen sprudeln ließen, keine gewöhnlichen Fontänen; denn sie wurden von lachenden Zechern umlagert, welche Wein- und Bierstrahlen auffingen, die aus ihnen sprangen. Auch wird von kostbaren Geschenken berichtet, die der König den

19 Fürsten und dem hohen Adel zu Rostock spendete, wie Scharlachmänteln, herrlichen Pelzen aus Rußland, dänischen Pferden und funkelndem Waffengeschmeide.

Dann begann das Turnier. Mit Musik nahten Fürsten und Ritter dem Zelt des Dänenkönigs, der das Zeichen zur Eröffnung des Waffenspiels gab, bei dem zahllose Lanzen gebrochen wurden. Zogen die Kämpfer ermattet, mit zerbeulten Harnischen und schartigen Schwertern aus den Schranken, so winkten ihnen reichgeschmückte Tafeln, auf denen die köstlichsten Speisen und Getränke prangten. Volle vier Wochen währten diese Lustbarkeiten vor Rostocks Mauern. Dann brachen die Herren wieder nach der Heimat auf, um sich zum ernsten Kampf zu rüsten.

Mittlerweile hatte Heinrich der Löwe die Wismaraner bezwungen. Im Jahre 1312 erschienen hierauf König Erich und Markgraf Woldemar mit ihrer Kriegsmacht vor Rostock. Der Sturm hob vor Warnemünde an, nachdem der mecklenburgische Heinrich, der von Dänemarks Herrscher zum Hauptmann des Landes Rostock eingesetzt worden war, die See dadurch versperrt hatte, daß er am Ausgang der Warnow zwei Türme errichtete. Die beiden Blockhäuser wurden durch eine Brücke miteinander verbunden. König Erich selbst ließ bei der Seepforte alte Schiffe versenken, so daß die Rostocker auf ihren Handelsverkehr und jegliche Hilfe von den anderen Bundesstädten verzichten mußten. Sie waren gezwungen, den verhängnisvollen Strauß allein durchzukämpfen.

Die Rostocker verzagten nicht. Ihr Mut entflammte vor dem Fürstenheer. Nur der Rat zauderte noch und wollte sich auf Verhandlungen mit dem König einlassen. Allein die Bürger eilten mit klirrenden Waffen auf den Marktplatz und zwangen ihn, dem fremden Herrscher abzuschwören. Sie entsannen sich des vergessenen Nikolaus, der sich im Rathausfenster zeigen mußte und von neuem ge-

huldigt ward. Dann gingen die Bürger spornstreichs zum Angriff über. Ergrimmt eilten sie nach Warnemünde und eroberten mutig eines der Blockhäuser, die man zu ihrem Untergang erbaut hatte. Der andere Turm bereitete den Kühnen mehr Arbeit. Heiß wurde um ihn gestritten, und manch gepanzerter Bürger sank, von feindlicher Waffe getroffen, blaß und blutig ins Gras, bis auch dieses Bollwerk dem Ansturm erlag. Der Bau ging in Flammen auf, die Verteidiger, deren Hauptmann ein märkischer Diederich von Oertzen war, wurden mit verbrannt, trotzdem sie flehentlich um Erbarmen baten.

Als die Sieger jubelnd durch Rostocks Tore zogen, kam ihnen der ängstliche Rat der Stadt wieder mit düsteren Litaneien und Beschwörungen, sie möchten in sich gehen und das Verhängnis von sich abwenden. Statt dessen berieten die Bürger, allen Mahnungen der Patrizier entgegen, wie sie Heinrich dem Löwen mit blanker Waffe beikommen könnten. Gut und Blut wollten sie aufwenden, um den Verhaßten zu kirren. Als sich jedoch herausstellte, daß ihnen die Reiterei, die sie zu einem solchen Feldzuge brauchten, fehlte, suchten sie sich an dem Dänen, ihrem schlimmen Bedränger, schadlos zu halten. Ein Geschwader von Raubschiffen lief aus, das die dänischen Küsten verheerte und um Ostern 1312 beutebeladen nach Rostock zurücksegelte.

Um sich vor einer zweiten Überrumpelung durch die Dänen von der Seeseite her zu schützen, bauten die Rostocker nun ihrerseits bei Warnemünde, dort, wo sich die Warnow ins Meer ergießt, einen Turm, um den sie einen Wall zogen. Auch viele Kriegsschiffe wurden in Bereitschaft gehalten.

Als König Erich von dem Raubzug der Rostocker vernahm, loderte die Wut, die er gegen die Stadt hegte, in hellen Flammen auf. 22 Fürsten, darunter wieder Mark-

graf Woldemar und Heinrich der Löwe, scharten sich um ihn und zogen um Johannis mit ihren Heeren nach dem Warnowufer, um dem Vogel Greif die Flügel zu brechen. Die Dänen eroberten die Rostocker Schiffe. Der Turm am Meer wurde ausgehungert, bis sich die Besatzung ergab, die wegen ihrer tapferen Verteidigung freien Abzug erhielt.

Die übrige Hansa ließ die tollkühne Stadt völlig im Stich, da sich sogar Lübeck im Jahre 1306 dem dänischen Schutz überantwortete. Die Feinde hatten einen eisernen Ring um Rostock geschlossen. Und bald stahl sich, weil es an jeglicher Zufuhr von Nahrungsmitteln mangelte, das Hungergespenst hinter ihre Wälle. Bleiches Elend schlich durch die verängstigten Gassen. Ein Schauspiel brach an, wie es in solcher Not häufig die Städte im Mittelalter heimsuchte: die Bürger wurden rebellisch und wälzten die Schuld an dem Unheil auf den Rat ab. Dieser halte es mit den Dänen, wolle die Bürger um ihre Privilegien bringen und den Fürsten Heinrich zum Herrn haben. Der dumpfe Haß des Volkes regte sich. Die Häuser der Ratsherren wurden geplündert, einige von ihnen enthauptet und zu Tode gemartert. Ein Teil der Magistratspersonen wurde aus der Stadt gejagt. So wüteten Mord, Hunger und Gewalt in der verfemten Stadt. Auch die Tragödie eines einzelnen spielt sich vor diesem schwarzen Hintergrund des allgemeinen Jammers ab, das grausame Drama Heinrich Runges, eines der Häuptlinge des Schreckens. Eine ragende Gestalt voll Ehrgeiz und Brutalität, voll Finsternis und Todesmut, wie sie im Spiegel des nordischen Mittelalters häufiger ihre Umrisse blicken ließ. Kein sanfter Strahl der Versöhnlichkeit, der die Historie von ihm mildern könnte, leuchtete auf dieser kalten, stolzen Rebellenstirn, hinter der alles preisgegeben wurde, was den Bronzeglanz gehärteten Willens auch nur mit flüchtigem Hauch

zu trüben drohte. Dieser eherne Heinrich Runge wollte ins Stadtregiment. Aber die Ratsherrnwürde war ihm verwehrt, da sie schon seinen Bruder Volkmar schmückte. Die Rostocker Verfassung gebot, daß zwei Brüder nicht zugleich am Marktplatz thronen durften. Heinrich Runge kam daher der Aufruhr gelegen. Als es den Ratsherren an den Kragen ging, ließ er den greisen Bruder, der sich durch seine Güte viele Freunde erworben hatte, unter roter Henkersfaust verbluten. Nach dieser grausen Tat wandte sich die Empörung der Bürger wider Heinrich Runge. Er wurde mit seinem herrschsüchtigen Anhang aus der Stadt gewiesen.

Unter Niclots Obhut wurde hierauf aus der untersten Bürgerschicht — „dem gemeinen Pöbel" — ein neuer Rat gewählt.

Obgleich — es war um das Jahr 1313 — plötzlich König Erich aus der Reihe der Belagerer scheiden und nach Dänemark zurückeilen mußte, um dort eine Empörung zu ersticken, ließen die übrigen Feinde nicht ab, die Stadt zu beunruhigen. Von der Landseite her drohte den Rostockern nun zwar keine Gefahr mehr, aber da ihre Schiffe noch immer nicht in See gelangen konnten, war ihr Handel, und damit ihre ganze Macht, nahe daran, dem Ruin zu verfallen. Die Bürger beschlossen daher in ihrer Not, Frieden mit dem Fürsten Heinrich zu schließen, der des Krieges ebenfalls überdrüssig war. Die Rostocker mußten 14000 Mark in Silber opfern, und Heinrich brach sein Lager ab. Bevor er abzog, bestimmte er den Hauptmann Hermann Glöden zum königlichen Statthalter.

Bald nach diesem Geschehnis wurde eine Verschwörung wider Rostock gebraut. Die während der Rebellion aus der Stadt gewiesenen Ratsherren nahten Heinrich mit der Bitte, sie wieder in ihre Würde zu kleiden. Der Fürst zeigte sich ihrem Gesuch willfährig, während auch ihre

Freunde unter den Rostocker Bürgern geschäftig für sie Stimmung machten. Anno 1314, im Winternebel, wollte man die Stadt überrumpeln. Hauptmann Glöden besetzte nachts in aller Heimlichkeit mit seinen Kriegsmannen das Steintor, und die Söldner des Löwen lagen schon mit blanker Plempe auf der Wacht. Schon brachen sie aus dem Nachtdunkel hervor, als sie beizeiten entdeckt wurden. Mordiogeschrei schreckte die Bürger aus den Betten. Die Glocken dröhnten ihr Sturmlied. Rasch hatten sich die Überfallenen zur Wehr gesetzt und den Eindringlingen entgegengeworfen. Die Chronik berichtet, daß viel Blut im Kampfe geflossen sei. Um Mitternacht kam endlich der Fürst mit einer Schar von Reisigen vor der Stadt an. Der zurückgekehrte Heinrich Runge, den indes die goldene Halskette des Bürgermeisters zierte, ward zu ihm entboten und ermahnt, die entfachten Gemüter zu beschwichtigen. Der Brudermörder soll hierauf auf einen rußigen Kohlenwagen gestiegen sein und den Bürgern zugeredet haben, in Frieden auseinanderzugehen. Das war Heinrich Runges Abschied. Es heißt, daß er sich dann mit seinen Kumpanen auf und davon gemacht habe.

Unter freiem Himmel hielt der Fürst am andern Tage, als die Morgenröte den Himmel lichtete, Gericht über die Unbotmäßigen ab. Die Aufrührer wurden arg gestraft. Entweder trieb man sie aus der Stadt oder flocht sie aufs Rad oder überantwortete sie dem Henkersbeil. Die vertriebenen Ratsherren erhielten ihre Würde wieder, und die vom Pöbelregiment befreite Stadt konnte sich aufs neue ihrer alten Verfassung erfreuen. Auch hierüber hat der emsige Geschichtschreiber Werner Reinhold eingehend und fürsorglich berichtet. Von dem unglücklichen Nikolaus weiß er noch zu erzählen: „Junker Clas wurde nicht hingerichtet, starb aber dennoch bald darauf am 25. November in großer Bekümmernis und ward in der Johanniskirche auf dem

Chore begraben. Auf seinem Leichensteine, worauf sein Bild in Lebensgröße mit einem Schwerte in der rechten, mit einem Wappenschilde in der linken Hand prangte, war noch zu Lindenbergs Zeit folgende Inschrift zu lesen: Anno MCCCXIV die Catherini obiit Nicolaus nobilis Dns. Rotztockcensis. Orate pro eo."

Es gelang hiernach dem achten Erich von Dänemark, Rostock unter seine Faust zu bringen, das er aus Dank für erwiesene Hilfeleistungen an Heinrich dem Löwen abtrat. Die Herrschaft über Warnemünde wollte er dagegen mit dem brandenburgischen Markgrafen und Heinrich teilen. Allein Warnemünde sollte noch ein richtiger Zankapfel werden, der die Herren oftmals entzweite.

1323 erhielt Heinrich Wismar und die Herrschaft Rostock „zum erblichen Besitztum" von Christoph von Dänemark. Die Rostocker baten nun den Löwen, ihnen Warnemünde abzutreten. Gegen viel Geld zeigte sich dann auch der Fürst ihrem Wunsche geneigt. Hierauf schleiften die Rostocker die Befestigungen am Meer und ließen nur den Turm stehen, von dessen Spitze fürderhin den Schiffen auf nächtlicher See ein Feuer blinkte. Und Heinrich tat noch mehr. Nicht nur, daß er ihnen den Flecken Warnemünde mitsamt der Gerichtsbarkeit verkaufte, er bestätigte ihnen auch alle ihre Privilegien. Die Bürger aber waren dankbar genug, ihm zu huldigen. Er konnte auf ihre Treue bauen. So schloß eines der denkwürdigsten Kapitel der Stadtgeschichte.

* * *

Ein kurzer Abschnitt sei der Verfassung der Stadt gewidmet, um deren historische Erforschung sich der jüngst verstorbene Rostocker Stadtarchivar Karl Koppmann verdient gemacht hat. Der Gelehrte berichtet, daß die Stadt dem mecklenburgischen Landesherrn zu einer jährlichen

Geldleistung verpflichtet gewesen ist. Ein Vogt wurde von ihm, dem Fürsten, eingesetzt, und zwar der erste im Jahre 1229. Diesen Vögten lag neben andern Geschäften die Aufgabe ob, bei Gerichtsverhandlungen den Vorsitz zu führen, bis zum Jahre 1358, in dem die Stadt ihre eigene volle Gerichtsbarkeit erhielt. Die Verwaltungsangelegenheiten und die Gesetzgebung besorgte der Rat, der zu Anfang zwei Kollegien umfaßte, die dann durch einen Erlaß des zweiten Heinrich Borwin im Jahre 1262 zu einem Rat vereinigt wurden. Zwanzig Ratsmitglieder unterstanden vier Bürgermeistern. Sie, die Ratsmitglieder, teilten sich in die sogenannten Ämter. Hinsichtlich der Besetzung dieser Ämter wurde nach dem Alter entschieden. Es gab Kämmereiherren, Weddeherren, Gerichtsherren, Schoßherren, Weinherren, Bauherren. Auch die Bürgerschaft soll an den Stadtgeschäften Anteil gehabt haben, und oftmals entbrannten, wie wir sehen, Verfassungskämpfe in Rostocks Ringmauern.

* * *

Blicken wir jetzt wieder in die Chronika, deren Blätter noch oft blutige Fehden der Rostocker Kämpen spiegeln werden. Oft werden sich noch die Gewitter lärmender Waffen am Warnowstrand entladen. Nach dem großen Krieg, dessen Epopöe wir gelauscht haben, grünte der Stadt einige Jahre hindurch die Friedenspalme. In ihrem sanften Schatten erstarkte Rostock wieder. Kluger Handel trug wieder Reichtümer in die Häuser der Bürger. Und abermals war es ein Dänenkönig, der deswegen scheel übers Meer blickte und schwarze Pläne gegen die Hansestadt spann. Er wollte den Rostockern ihre Privilegien, auf die sie mit Eifersucht hielten, zerpflücken. Da dies dem dänischen Waldemar auf geradem Wege aber nicht so leicht gelang, suchte er ihnen anders den stolzen, harten

Sinn zu brechen. Mit geblähten Segeln flog ein Kriegsgeschwader nach der Insel Gotland. Es griff Wisby an und vernichtete dort den Stapelplatz der Rostocker.

Als man am andern Ufer der Ostsee von dem dreisten Überfall hört, bäumt sich Empörung auf. Das kühne Geschlecht begleicht furchtbare Rechnung, die nur blutroter Federstrich beschließen wird. Der Kriegsschrei rüttelt die ganze Hansa auf. Ein Drohbrief fliegt nach der Jüteninsel hinüber. Aber Herr Waldemar ist auch nicht der Mann, der bleiche Furcht unters klirrende Panzerhemd läßt. Er pfeift, zieht eine höhnische Grimasse über die 77 Hansastädte, in denen die Hände am Schwertgriff zucken, und meint, „er fürchte sich vor ihren 77 Hänsen ebensowenig, als vor 77 Gänsen". Der König ahnt nicht, daß die Vögel ihm den Schild arg zerstechen werden. Die Städte treten zum Kriegsrat zusammen, und es finden sich außer Rostock ein: Lübeck, Hamburg, Stralsund, Bremen, Kiel, Wismar, Greifswald, Anklam, Stettin, Stargard und Heiligenberg. Sie alle durchflammt Rachegefühl. In ihren Häfen werden die Kriegsschiffe getakelt, die bald unter dem Befehl des Prinzen Heinrich von Mecklenburg und des Lübecker Bürgermeisters Johann von Wittenberg ihren Kurs auf die dänische Küste nehmen. Das Dänengeschwader, das den Hansaschiffen entgegensegelt, kommandiert der Königssohn Christoph. Eine heiße Seeschlacht entbrennt. Viel Blut trieft aufs Schiffsdeck, bis die Glorie des Sieges der Hansaflotte leuchtet. Der Triumph trägt sie weiter. Die Gänse haben sich in grimme Adler gewandelt, deren Flügel den Ruhm Dänemarks beschatten werden. Die Hanseaten landen vor Kopenhagen, das erobert wird. Nieköping, Falsterlo, Schonor und Alsholm fallen in ihre rauhen Siegerhände. Jetzt bangt es dem König, und er ist zur Buße bereit. Er bittet um Frieden, der im Jahre 1362 zu Lübeck besiegelt

wird. Waldemar muß schwere Kriegsentschädigung zahlen, indem er der Hansa die Provinz Schonen auf sechzehn Jahre überläßt.

Die Ruhe sollte die Hänse jedoch nicht lange erfreuen. Bald wird die Kriegsfackel im Norden wieder angezündet. Zum zweitenmal rüsten sich die Städte im Bunde mit dem norwegischen Hakon gegen den Dänenkönig, der wieder unterliegt. Diesmal wurde zu Stralsund ein Friede am 24. November 1370 geschlossen, der die Hansa zur wirklichen Großmacht des Nordens krönte.

Rostock, das damals schon 17000 Einwohner zählte, hätte nun im Licht seiner Macht und des Friedens verweilen können. Doch Kampfgetös, das an der milden Ostsee brandete, lärmte auch seine Krieger von neuem aus der Ruhe. Auf dem Mecklenburger Thron saß Herzog Albrecht II., ein ehrgeiziger Herr. Er trug sich mit dem Gedanken, Angehörige seines Hauses unter den Baldachin der nordischen Throne, des schwedischen und dänischen, zu bringen. Nach seinem Tode erhob sich ein Krieg zwischen seinem Sohn Albrecht von Schweden und der Tochter König Waldemars, der ungestümen Margaretha. Die unverzagte Herrscherin griff ihren Feind 1389 mit starker Macht bei Falköping an und besiegte ihn. Albrecht und sein Sohn gerieten in Gefangenschaft und bleichten sieben Jahre lang zu Lindholm im düsteren Kerker.

Die Herzöge von Mecklenburg staken jetzt in schwerer Not. Rostock und Wismar besannen sich indessen und sprangen ihnen bei. Schon belagerten die Dänen Stockholm, als der Stargarder Herzog Johann nach Schweden fuhr, um zu retten, was zu retten war. Und die Rostocker rüsteten in raschem Entschluß eine Flotte aus, die Lebensmittel nach Stockholm brachte, mitten durch den eisernen Ring, den die hartnäckigen Feinde um die schwedische Hauptstadt gelegt hatten.

Eine neue Episode in diesem Schaustück tosender, waffendurchzuckter Historien wird sich abspielen: die Episode der Vitalienbrüder. Die Rostocker und Wismarer Geschwader hatten durch ihre mutige Fahrt den Dänenstolz zwar stark erschüttert, aber auf die Dauer mußte ihre Kraft doch angesichts der Machtentfaltung der drei nordischen Reiche erlahmen. Die Städte sahen sich nach anderer Wehr um und stellten Kaperbriefe aus, nach denen ein jeder, der Kriegsschiffe ausrüsten konnte, das Recht hatte, Raubzüge nach Dänemark, Norwegen und Schweden zu unternehmen. Auf der Rückfahrt standen den Beutegierigen die Häfen der Hansastädte offen. Das lockte die Schnappsäcke des Meeres in hellen Scharen an. Besonders tat sich Bartheld Fock hervor, ein Raubgesell, der sich prächtig im Handwerk des Beutelschneiders auskannte. Um ihn versammelten sich all die pechschwarzen Seelen, die Raub und Mord mit viel Kunst und Liebe betrieben. Nord- und Ostsee wurden von Kaperflaggen verheert. Hatte der Feind nicht Gut und Geld an Bord, so legte man bald auch den Freunden ein Halsband um die Kehle, das nicht gerade Sanftmut knüpfte. Winkte über den Wogen kein verheißungsvolles Segel mehr, in dessen Schatten sich ein paar Schwerthiebe lohnten, bei einem Städtchen oder Dorf lohnte sich's sicher, daß man über ihm die Brandfackel schwang. Überall tauchten die wilden Raubgesellen auf, die sich nun Vitalienbrüder oder Likendeeler nannten. Ihr Unterhalt kostete viel Gut und Blut, und selbst Portugals blühende Küsten mußten sich ihren grausigen Besuch gefallen lassen. Erst im Jahre 1435 gelang es den geschädigten Mächten, das Meer von diesem Schrecken zu befreien. Faßte man die Seeräuber, so ging es ihnen natürlich schlecht, und manch wackerer Galgen wurde mit verwegenen Figuren geziert, wie sich ihrer sonst nur noch die Schauerromanze zu entsinnen vermag. Wer kennt

nicht aus dem barbarischen Panoptikum des nordischen Mittelalters den wüsten Störtebecker, den rauhen Magister Wichbold und den schrecklichen Göthke Michael, die alle der Hamburger Henker aufgeknüpft hat!

* * *

Im Jahre 1408 wird das Unheil äußerer Kämpfe durch den Unsegen innerer Zwietracht abgelöst. Rostock stand in der Blüte seiner Macht. Die Patrizier sonnten sich im Glanze ihres Reichtums. In ihrer Hoffart wollten sie, daß die Zünftler ihre groben Hände nicht in die Verwaltungsangelegenheiten der Stadt mischten. Schon lange ließ ihre Herrschsucht den Haß der Gewerker züngeln. Von außen her kam bald der Anstoß, der die Neidschlange aus giftigem Brüten aufschrecken sollte. Denn in Lübeck hatte man schon im Jahre 1403 die rote Fahne des Aufruhrs durch die zornigen Gassen getragen. Die rebellischen Zünfte hatten sich dort die Bildung eines Sechziger-Ausschusses und bald darauf die Einsetzung bürgerlicher Beisitzer bei den Ratsämtern ertrotzt. Im Lenz 1408 mußte in Lübeck sogar ein neuer Rat gewählt werden. Drei von den Lübecker Empörern aber begaben sich nun, Groll im Herzen, nach Wismar und Rostock und suchten auch dort die Funken der Unzufriedenheit zur lodernden Flamme der Rebellion zu schüren. Der Wind, der um diese Zeit in Rostock blies, war — wie schon angedeutet — ihren Absichten günstig. Der Krawall brach auch hier los. Man setzte den Rat ab, trieb seine Mitglieder aus der Stadt oder steckte sie in den Kerker. Nach dieser Gewalttat trat wieder einige Ruhe ein, nachdem die trotzigen Bürger den drohenden Herzögen von Mecklenburg 600 Mark blanker Stralsunder Währung gezahlt hatten. Aber unter dünner Aschenschicht glühten die Leidenschaften fort. Bald sollte frischer Sturm sie wieder aufbegehren lassen. König Erich zeigte den Ro-

stockern an, er werde ihnen den Handel mit seinen drei Reichen wehren, weil ihm der Rat wider Willen sei. Darob wallte das böse Blut in Rostock abermals gegen diesen auf. Der Sechziger-Ausschuß wurde 1427 wieder eingesetzt, der die Bürger von den beschnittenen Freiheiten erlösen sollte. Als die Bürgermeister sahen, daß der Uhrzeiger von neuem auf zwölf gerückt war, machten sie sich eiligst aus dem Staube und ließen das verderbliche Weichbild der Stadt hinter sich. Nunmehr geiferte die Wut der Zünfte den Rat an, der beschuldigt ward, er hätte um die Flucht der Stadtväter gewußt. Die Regentin Katharina wurde angerufen, die den aufrührerischen Rostockern die Erlaubnis erteilte, neue Bürgermeister einzusetzen. Zum ersten Stadthaupt wurde Johann von Ala erwählt, der zum größten Teile aus den Sechzigern den Verwaltungskörper ergänzte. Der entthronte Rat gab jedoch seine Hoffnungen nicht auf. Er flehte die Fürstin Katharina um Hilfe an, die sich erweichen ließ und eine Anzahl von Fürsten aufbrachte, welche sämtlich nicht abgeneigt waren, den Rostocker Übermut aus seinem Hort zu stoßen. Eine Überrumpelung gelang indessen nicht; denn man roch den bitteren Brei, den die Herren anrührten, vorher an der Warnow. Als die Ratsherren jetzt spürten, daß Rostock nicht unterzukriegen sei, und daß alle ihre Wünsche am Widerstande der Stadt zerflatterten, wandten sie sich 1435 an das Baseler Konzil. Als die Kirchenversammlung hierauf dem Vogel Greif die dreisten Flügel stutzen wollte, riefen die Rostocker nun ihrerseits den Papst an, was ihnen dazumal jedoch teuer zu stehen kommen sollte; denn die Geistlichen in Basel ergrimmten hierüber und zauderten nicht länger, den Bannfluch auf Rostock zu schleudern. Die Priester wanderten aus der verfehmten Stadt, und auch die Universität trat den Exodus an. Allein nicht nur die Kirche hatte ihr finsteres Anathem gedonnert, nicht ge-

nug damit, auch Kaiser Sigismund zürnte und erklärte Rostock in die Acht. Doch was kümmerte das die Bürger! Die rauhen Meeresorkane umbrausten ein rauhes Volk, das selbst vor Tiara und Kaiserkrone den wilden Sinn erprobte und nicht ruhig in Asche zu zwingen war. Stolz und lachend reckte der vogelfreie Demos sein Haupt. Die freie See schimmerte ihm. Und auch der Dänenkönig war noch da, dem Rostock sich rasch verbündete. Auf dem Festlande stand die Stadt, die sich um 1430 vom Hansabund losgesagt hatte, jedoch allein. Man nahte ihr nun mit Vorschlägen, die Starrheit aufzugeben und Frieden zu schließen. Nach vielen Verhandlungen taute das Eis von den Rostocker Seelen, obwohl der neue Rat noch immer auf seine Kraft pochte. Schließlich einigte man sich dahin, daß dieser bestehen blieb und mit dem alten Rat zu einem Magistrat verschmolzen wurde. Rostock erhielt dadurch sieben bis acht Bürgermeister und an vierzig Ratsherren. Der Bann wurde nun von den Türmen der Stadt genommen, was im Jahre 1439 geschah. Dagegen wurde sie erst durch inständiges Fürbitten des dicken Herzogs Heinrich um 1442 von der Reichsacht befreit.

* * *

Wenn der Rostocker Handel während des 15. Jahrhunderts auch noch weiterhin ein goldbringendes Netz ausspannte und schönes Gedeihen zeigte, wenn Rostock auch in England, Flandern, Schweden, Rußland Handelskontore öffnete, die Krone politischer Macht, die sich die Stadt erkämpft hatte, zerbröckelte von jetzt ab, seitdem sie dem Hansabunde abtrünnig geworden war. Langsam sank sie in fahle Ohnmacht. Das Siechtum der mecklenburgischen Empore konnte nimmer gestillt werden. Bemerkenswert aus dieser Epoche, die den Rostockern die Ernte ihrer Kraft entwendete, ist wohl noch das Jahr 1466, in dem fahrende

Krämer sich in der Seestadt zu der Innung zur Dreifaltigkeit zusammentaten. Sie beschlossen, jedes Jahr in Rostock eine große Messe abzuhalten: den Rostocker Pfingstmarkt, der noch heute alljährlich am Strande lustigen Trubel wirbeln läßt. Zehn Jahre später wurde in Rostock eine der ältesten deutschen Buchdruckereien von den Brüdern vom gemeinsamen Leben gegründet. Auch die Universität, die im Jahre 1419 errichtet wurde, zog im Laufe der Zeit noch manch illustren Gelehrten an. Dies mochte noch zum Rufe der Stadt beitragen.

Schon neigt das Säkulum seinem Ende zu, als der Ausgang des Jahrhunderts neue Fehden über Rostock ausschüttet. Streitigkeiten mit den Herzögen von Mecklenburg wegen der Landzölle bestanden schon. Ein anderer Zwist gesellte sich um 1480 dazu, der um die Bede, da die Rostocker den Fürsten nur die pflichtmäßige Orbör zahlen wollten, aber keinen Heller darüber. Nur durch das Eingreifen der Stände und der wendischen Städte gelang es, daß diesmal noch die Ruhe erhalten blieb und der Streit wie ein Wetterleuchten vorüberzuckte. Doch der scheinbare Friede war nicht mehr als hohler Wahn. 1483 wollten die Herzöge Magnus und Balthasar eine Domstiftung in Rostock durchsetzen. Die Stadt, mißtrauisch gegen die wachsende Fürstenmacht, lehnte das Anliegen ab und Hader schaffte sich wieder Geltung. Es kam sogar zu einem Scharmützel, bei dem die herzoglichen Truppen von Rostocker Küraſſieren angegriffen und in die Flucht geschlagen wurden. Die Herzöge bestanden nun erst recht auf der Domstiftung, und die Rostocker kehrten gleichfalls ihre alte Hartnäckigkeit hervor. Ein langwieriger geistlicher Prozeß entspann sich. Der Bischof von Schwerin tat Rostock in den Bann. Hierauf wurde die Sache gar in Rom ruchbar gemacht, und der Papst schickte eine Bulle zu Ungunsten der Stadt.

Das Gewitter, das jetzt in hellen Blitzgarben aufraschelte, sollte noch stärker prasseln. Es ereignete sich nämlich um 1485, daß ein großes Rostocker Schiff mit reicher Ladung auf der Rückkehr von Bergen bei Bukow strandete. Dies machten sich die herzoglichen Vögte von Bukow und Schwan zunutze. Sie bemächtigten sich mit ihren Leuten der angeschwemmten Waren, die auf 150 Wagen geladen und nach Schwerin geschickt wurden. Ja, es heißt, daß man den Schiffbrüchigen grausam mitgespielt habe. Wenn die Wogen sie ans Land geworfen hätten, habe man sie ins Meer zurückgestoßen. Einer Leiche habe man einen Finger abgeschnitten, auf dem ein goldener Ring stak. Diese Tat entfesselte in Rostock, das jetzt der Unterstützung der wendischen Städte sicher war, einen Wutsturm. Die Drommete rief die Bürger zusammen, die bewaffnet nach Schwan aufbrachen, um Racheglut in Blut zu kühlen. Sie erwischten den Vogt Gerhard Frese, schleppten ihn mit sich nach Rostock, wo er kurzerhand auf offenem Marktplatz enthauptet wurde. Dem Bukower Vogt, Oldeschwager, gelang es dagegen, nach Schwerin zu entkommen und sich in seines Fürsten Schutz zu begeben. Wäre er dem Vogel Greif in die Krallen geraten, er hätte ebenfalls seine harte Seele lassen müssen. Jetzt war die Reihe wieder an dem Herzog, Rache zu schnauben. In Schwerin schallte die Fanfare. Der Fürst entbot die Ritterschaft zum Kriege gegen die wendischen Städte. Aber die Ritter waren nicht geneigt, das Schwert zu zücken. Was blieb dem Fürsten anderes übrig, als das zornige Antlitz zu glätten! Johann Cicero von Brandenburg und die wendischen Städte suchten währenddem zwischen dem Herzog und Rostock zu vermitteln. Und als schließlich die nordischen Reiche drohten, sie würden mit der vom Bannfluch getroffenen Stadt den Handelsverkehr abbrechen, wurden die Rostocker Gemüter milder gestimmt

und ließen die Hand vom Schwertknauf. Es ging ihnen nun einmal an den Geldsack. Um einer solchen Erschütterung zu entgehen, wollten sie doch lieber das vermaledeite Domkreuz über ihren Köpfen blinken sehen.

Zu dieser Zeit zog gerade das Pestgespenst durch Mecklenburg und bereitete in sechs Wochen etwa hunderttausend Menschen das Grab. Auch über Rostock kam die Seuche, die zugleich eine Teuerung mit sich brachte. Unter den Eisenpranken des Todes und der Not verzuckte viel blühendes Leben. Nachts, im fahlen Mondlicht, wurden Hunderte von verzerrten Leichen auf Karren aus den Toren gefahren und in eilig geschaufelte Gruben geworfen. Etliche Zeit sollte das furchtbare Werk des Hungers und der Pest dauern, das dem Lande schweren Schaden brachte.

Als dann der Januarschnee des Jahres 1487 auf Rostocks Mauern glitzerte, hielten die Herzöge mit prunkendem Gefolge ihren Einzug in Rostock. Am 12. Januar wurde die Jakobikirche feierlich zum Dom geweiht, und auf Wunsch des Bürgermeisters Barthold Kerckhof nahm der Bischof Johann von Ratzeburg nunmehr auch den Bann von der Stadt. Zum Probst des neuen Domes ward der Pfarrer von S. Marien, Thomas Rode, erkoren. Ein Chronist erzählt in diesem Zusammenhang ein sonderbares Begebnis. Nach der Einweihungsfeier vereinigten sich die Herzöge, Ritter, Prälaten und der Rat zu einem Bankett. Man tabulierte in freudiger Stimmung, da dem schlimmen Zwist ein gutes Ende lachte. Nur an dem Tisch, an dem die Prälaten schwatzten und sich gütlich taten an Wein und fetten Braten, starrte Thomas Rode, der neue Probst, verdüstert ins Leere. Einer der Gäste neckte ihn wegen seiner Leichenbittermiene im Kerzenlicht: „weil die Rostocker nun einen neuen Dom hätten, so müßten sie auch einen neuen Märtyrer haben, und dazu

schicke sich der neue Domprobst am besten, weil er einen Taufnamen habe mit dem englischen Märtyrer Thomas von Canterburg, welcher um der Kirchenfreiheit willen den Tod erlitten habe." Schwarzer Ahnungen voll, entgegnete Thomas Rhode: „Du scherzest zwar, aber mir ist nicht wohl bei der Sache und ich befürchte, du seiest ein neuer Prophet, und der Handel werde über meinem Kopfe auslaufen." Sein Verhängnis sollte sich bald erfüllen.

Im Rostocker Volk wuchs die Unzufriedenheit mit dem Rat, weil er im Domstreit nachgegeben hatte. Es fing laut an zu murren, und die alte Wut flammte bald wieder wie ein Vulkan. Rasender Pöbel rottete sich auf dem Markt zusammen. Vom Turm der Jakobikirche — es war am 14. Januar — erklangen gerade feierlich die Glocken zur Hochmesse. Und hierhin, nach dem verhaßten Dom, zog das tobende Gelichter. Als die Chorschüler die Tertien zu singen begannen, sanfte Klänge am bunten Glas der hohen Fenster vertönten, stürmten die Gesellen durch das Kirchenportal. Schrill brach der Gesang ab. Der Altar wurde geplündert, das Chorgestühl zertrümmert. Auch die vom Herzog geschenkten Bücher zerrissen die Wüteriche. Der Fürst selbst nahm gerade am Gottesdienst in der Marienkirche teil. Als er von den Unruhen vernahm, begab er sich, um nicht in Vandalenfäuste zu geraten, nach seiner Herberge. Der Magistrat aber machte sich schleunigst auf, um den Haufen zu beruhigen. Bei der Schreiberei kam ihm die johlende Menge entgegen. Die Vorstellungen der Ratsherren, daß sie der Stadt alle ihre Freiheiten sichern wollten, fruchteten jedoch nicht. Der Schwarm begehrte nach Thomas Rode, der alles Ungemach ausbaden sollte. Die Probstei wurde belagert. Man schlug die Türen ein, drang ins Haus, aus dem alles Gerät von Wert geraubt wurde. Endlich fand man auch den

Dompfaffen. Und der Volksgrimm, der gegen den entsetzten Talar losgelassen war, schuf eine grausige, blutbesprengte Szene. Der zitternde Greis sollte anfangs nach dem blauen Turm bei der Badstüberstraße geschleppt werden; aber auf dem Wege dahin erschlug ihn einer der schrecklichen Rohlinge in der Nähe vom halben Mond mit einer Keule, nach vielen Mißhandlungen und Schmähungen, die er schon erduldet hatte. Es heißt, daß Weiber und Kinder noch die kalte Leiche bespien und verstümmelt hätten. So starb Thomas Rode, wie er es geahnt haben soll, einen qualvollen Märtyrertod. Der Dechant Heinrich Bentzin kam dagegen besser weg. Er wurde nur auf vier Wochen in den Turm Lagebusch am Beguinenberg gesteckt. Diesen Beguinenberg taufte der Volksmund damals sehr hübsch „Rammelsberg", weil lockere Nonnen, die dort wohnten, des nachts selten allein in ihren Kissen gelegen hätten.

Als Herzog Magnus von der Mordtat erfuhr, sprang er vom Frühstück auf und ritt spornstreichs davon. Die Herzogin und ihre Damen, die mit dem Einpacken ihres Zierats und ihrer Kleider zu spät fertig wurden, kamen jedoch nicht unbehelligt aus Rostocks Weichbild. Als sie in ihre Karosse stiegen, überhäufte sie die Menge mit unflätigen Schimpfworten.

Der Bischof von Ratzeburg geriet nun in große Entrüstung über den Priestermord und tat Rostock wieder in den Bann. Und wir haben abermals das bekannte Schauspiel, daß sich die Bürgerschaft gegen den Rat auflehnt. Die Nacht hallt wider vom Gegröhle der Aufsässigen, die durch die Straßen ziehen und an das Rathaus, an die Kirchen, wie an die Türen der furchtgelähmten Ratsherren Galgen und Räder malen. Verderben kündet sich den Bürgermeistern Barthold Kerckhof und Arnold Hasselbeck an, die an einem Märzabend aus dem brodelnden

Rostock fliehen, nach Wismar zum Herzog. Vorher hatte ein frecher Garkoch, Hans Runge, verlangt, der Rat und die Bürgerschaft sollten alles Geschehene verantworten, nicht aber einzelne der Missetäter.

Der allgemeine Hansetag, der am 24. Mai in Lübecks Mauern zusammengetreten war, suchte zwar noch einmal zwischen Rostock und den erbitterten Herzögen zu vermitteln; allein es nutzte nichts. Die „unmenschliche Übeltat" schrie nach Krieg. Der Kampf begann.

Der zehnte Herzog Bogislaw von Pommern, Herzog Johann von Sachsenburg und der Graf von Ruppin zogen mit Magnus und Balthasar gegen Rostock, um es zu belagern. Alle Dörfer im Umkreis der Stadt wurden von den Feinden angezündet, die heftig die Mühlentorzingel berannten. Es gelang ihnen, die äußere Zingel einzunehmen, die in Flammen aufging. Auch der Zingelhof von St. Marien wurde in Brand gesteckt. Die Rostocker waren indessen auch nicht faul. Zwei Tage später — am 19. Juli — unternahmen sie einen Ausfall und verjagten die Herzoglichen aus den Brandruinen. Am 24. Juli eroberten die Fürsten Warnemünde. Sechs Tage danach gelang es ihnen, sich im selben Zuge des befestigten Leuchtturmes zu bemächtigen, der niedergerissen wurde.

Allem Anschein nach wurden die Belagerer nach diesen Anstrengungen jedoch von Schwäche befallen; denn am 10. August brachen sie ihr Gezelt ab und machten sich auf den Rückmarsch. Die eigentliche Belagerung wurde in Reiterangriffen aufgelöst, bei denen sich die Feinde darauf beschränkten, den Rostockern vor ihren Toren weidende Kühe wegzuschnappen. Als den Bürgern dieses Spiel auf die Dauer zu bunt wurde, versuchten sie es ihrerseits mit einem Raubzug. An einem schwülen Augustabend zogen 1500 bewaffnete Fußgänger und 150 Reisige aus dem Mühlentor, um in der Gegend ein wenig zu brandschatzen. Sie

legten die Burg eines Herrn von Bülow und ein Dorf in Asche. Als die Herzöge hiervon Kunde erhielten, rafften sie schnell ihre Truppen zusammen, zogen ab, um den Rostockern ordentlich eins auszuwischen. Bei Pankelow kam es zum Kampf. Die Rostocker, die wütend dreinhieben, siegten in einer halben Stunde. Herzog Magnus blutete aus einer Beinwunde, viele seiner Kriegsknechte wurden gefangen genommen. Ferner fielen den löwenhaften Städtern der Geldbeutel und die Goldsporen des Fürsten in die Hände, sowie eine Feldfahne. Während des Kampfes ereignete sich auch ein echt Rostockscher Witz, der Aufzeichnung verdient. Dem Herzog Balthasar wurde das Pferd unter dem Leibe weggeschossen, und schon hob ein Söldner die Waffe, um ihm den Schädel zu spalten, als der wackere Bürger Reimer Hohnhut rettend dazwischen sprang und dem Angreifer zuschrie: „Mehnst du denn, dat de Fürsten up de Böm wassen?"

Durch wiederholte Vermittlungen von außerhalb kam dann nach dieser herzoglichen Schlappe ein Waffenstillstand zustande, dem ein Friedensschluß folgte, der auf ein Jahr und drei Monate galt.

Während so der Kriegslärm verstummte, brütete in der Stadt selbst unheimliches Mißtrauen. Die Viper des Aufruhrs hob von neuem den giftigen Kopf. Der Argwohn kam geschlichen, daß viele aus dem Rat und der Bürgerschaft mit dem Herzog unter einer Decke steckten, und bald fand man auch bei einem Bürger ein Argument über insgeheime Verhandlungen des Fürsten mit einigen Ratsherren über die Domstiftung. Am 10. Februar 1489 kam es auf dem Markt zu einem Aufstand. Die Krawallhelden Hans Runge, Tite Boldewan, Magister Bernd Wartberg, Tite Roduft, Heinrich Warncke, Berend Wartenburg, Carsten Wische, Berend Krückenberg und verschiedene andere rückten dem Rat auf den Leib, der

ihnen kundtun sollte, ob die Rostocker Privilegien angetastet seien oder nicht. Als sich der Rat entschuldigte, daß keine Schreiber zur Hand wären, verlas Tile Boldewan zwei Schriftstücke. Das eine von diesen behandelte die Domfrage. Aus ihm ging klar hervor, daß der entflohene Kerckhof und sein Anhang die Gemeinde hinters Licht geführt hatten. Hierauf begaben sich die Bürger zum Neuen Haus, wo alle in der Urkunde von 1486 erwähnten Zeugen ins Verhör gezogen wurden. Sie gaben zu, daß der Rat sie damals in die Schreiberei gerufen hätte. Der ganze Rat wäre versammelt gewesen, aber nicht einen einzigen Vertreter der Bürgerschaft hätte man dabei gesehen. Nach diesem hochnotpeinlichen Akt stürmte die Schar zum Rathaus. Hans Runge zeterte, der Rat habe die Stadt um ihre Freiheit betrogen. Infolgedessen verkündeten die Bürger ihren Entschluß, daß sie die Sechziger wieder einsetzen wollten. Dies geschah denn auch. Überdies wurden 200 Mann bestellt, die den Rat bewachen sollten.

Hans Runge war der robuste Held der Rostocker Aktion, die sich nun abspielen wird. Am folgenden Tage, im Morgengrauen, erschien der Rebell auf dem Rathaus und ließ die Privilegien der Stadt verlesen. Auf offenem Markt erhoben dann alle, Hans Runge und die Bürger, die Schwurfinger, daß sie bis in den Tod die Freiheit der Stadt verteidigen wollten. Auch der Rat mußte geloben, der Stadt Beistand zu leisten.

Am 29. August trat das vereinbarte Schiedsgericht in Wismar zusammen. Das Urteil hatten König Johann von Dänemark und die Räte des brandenburgischen Markgrafen zu fällen. Auf beiden Seiten saßen Starrköpfe, so daß man zu keiner Einigung kommen konnte. Schließlich entschloß sich das Schiedsgericht, seinen Spruch ergehen zu lassen. Die bestürzten Rostocker wehrten sich dagegen. Und als ihr Mühen fruchtlos blieb, zogen sie ab.

Am 7. September wurde daher also das Urteil verkündet. Die Bürger wurden in contumaciam verurteilt. In dem Urteil hieß es u. a., daß die vom Papst bestätigte Domstiftung Gültigkeit haben solle. Außerdem hätte Rostock seine Privilegien verwirkt und sollte den Herzögen eine Entschädigung von 30000 rheinischen Goldgulden zahlen. Ein demütiger Fußfall wäre vor dem Fürsten zu tun. Die Bürgermeister Kerckhof und Hasselbeck sollten wieder in ihre Ämter eingesetzt werden, während die Sechziger die Gewalt aus den Händen legen müßten. Alsdann sollten die Mörder des Domprobstes den Herzögen ausgeliefert werden.

Daß die Nachricht von diesem Urteil in Rostock wie Feuerbrand in einer Pulverkammer wirken würde, war nicht schwer zu erraten. Fesseln des Verderbens ließ sich dieses störrische Volk nicht anhängen. Auf der breiten Stirn der Masse schwillt die Wutader, in Verzweiflungsmut krampfen sich schwielige Fäuste. Sie drohen dem Rat, und viele seiner Glieder, wie eine Anzahl vornehmer Bürger fliehen schon beizeiten aus dem brodelnden Hexenkessel. Ein neues Regiment wird eingesetzt. Allen voran gebärdet sich der unverwüstliche Runge, der mit seinen Genossen eine Schreckensherrschaft übt. Dem Rat war alle Kraft entrissen. Aber doch nicht auf lange Zeit, denn einmal mußten die Saiten reißen, die die unruhigen Gesellen im Triumph allzu straff spannten. Die Bürger wurden allmählich mißtrauisch gegen ihre Absichten. Und als sie merkten, daß diese ungezähmten Geister nur Verbrechen und Aufruhr beschworen, ließen sie ab von dem Irrlicht, dem ihre Verblendung nachhing. Der Spieß drehte sich nun gegen Hans Runge. In einer Versammlung der erbangesessenen Bürgerschaft gelang es der Beredtheit des Bürgermeisters Diederich Boldewan, die Stadt von der Gefährlichkeit des ungeschlachten ehrgeizigen Burschen zu überzeugen.

Die Bürger packten ihn und seine Mitverschwörer und brachten sie, in Ketten geschnürt, nach dem Rammelsberg. Die Sechziger dankten noch am selben Tage ab. Als der Abend nahte, endete das grobe Drama: Hans Runge, Berend Wartenburg, Tiedke Radust, Johann Warnecke, Curd Beerend und Niclas Vicke Hahne starben auf dem Schaffot.

Nachdem der Geist der Empörung aus der Stadt gewichen war, stand einer Aussöhnung der Bürger mit dem Herzog, bei dem sich die wendischen Städte für Rostock verwandten, nichts mehr entgegen. Der Friede wurde zu Wismar geschlossen. Die Stadt war nicht mehr wider das Domstift; sie bequemte sich zum Gehorsam. Außerdem zahlte sie dem besänftigten Fürsten 21000 rheinische Goldgulden und huldigte ihm. Auch die entflohenen Ratsherren fanden sich in der Stadt ein. Sie wurden am 17. Juli 1491 wieder mit ihren Ämtern bedacht. Die Fürstenmacht aber triumphierte, wie man sieht, schon bedenklich über freien Städterstolz.

Man wähnte schon, daß alles sich ins Beste für die Stadt gewandelt habe. Allein der Unfriede lauerte immer noch vor ihren Toren. Es dauerte nicht lange, bis wieder eine Erisfrucht zwischen ihr und den Herzögen wuchs.

Rostock wurde es schwer, die Schulden, die ihm der Domkrieg aufgeladen hatte, abzuwälzen. Der Rat wollte sich daher mit einer Akzise helfen, die auf das Bier gelegt werden sollte. Dies verbot ihm jedoch der harte Magnus. Kein Bitten half da. Im Jahre 1494 entzweiten sich beide Parteien von neuem, und der Streit währte vier Jahre lang. Der Stadt wurde er jedoch nicht weiter verhängnisvoll. Diese ganzen Strittigkeiten zwischen den Fürsten und den Rostockern endeten erst im Jahre 1505, als neue Landesherrn, die Herzöge Heinrich, Erich und Albrecht, der Stadt Rostock ihre Privilegien und Frei-

heiten aufs neue bestätigten, wofür ihnen denn auch gehuldigt ward.

* *
*

Bevor wir wieder in das Panorama der weltlichen Historie Rostocks blicken, seien hier die Religionskämpfe der Stadt geschildert. Es handelt sich um den Sieg der Reformation, der blendend im deutschen Norden strahlte. Denn hier saß vordem ein zur Umwälzung immer bereites, aber doch nüchternes, unphantastisches und rationalistisches Volkstum, das das goldene Rom orgiastischen Kultes nicht mehr betören konnte, als die „Wittenberger Nachtigall" mit hellem Schlag lockte. Hier breitete sich der eigentliche Boden für kühlen Protestantismus, der dem Volksgeist wirklich entsprach. Daß dieser dem Papst bald abtrünnig wurde und die neue Lehre mit Freuden aufnahm, dazu trug ferner auch besonders die sprichwörtliche Zuchtlosigkeit der Pfaffen, die überall Ärgernis zu erregen begann, selbst bei.

Am 31. Oktober 1517 nagelte Luther seine Thesen an das Portal der Wittenberger Schloßkirche, und schon ein Jahr vorher hatte sich der Rostocker Kleriker Nicolaus Ruß mit den böhmischen Ketzern verbunden. Er wetterte schon gegen die liederliche Geistlichkeit und gegen den Ablaß. Wie die ersten Christen sich in den schwarzen Katakomben des heidnischen Rom zu verstohlenem Gottesdienst versammelten, so huschten Gesinnungsgenossen in der Nachtzeit heimlich in das Haus des Ketzers zu Rostock, um seiner wühlenden Suada zu lauschen. Als Rußens Taten dann ruchbar wurden, wollten ihm die Pfaffen ans Leben, und er mußte aus Rostock fliehen. Auch von einem erleuchteten Studenten wird erzählt, der zu dieser Zeit den Untergang des Antichristen prophezeit habe. Um das Jahr 1521 gab es sicher schon manchen Freund des Luthertums in

Rostocks Mauern. Nach Riga und Hamburg wurden damals evangelische Prediger aus Rostock geschickt.

Als eigentlicher Reformator der Warnowstadt kann jedoch nur Joachim Slüter, der Sohn des Dömitzer Fährmanns Kützker, gelten, der um 1525 gegen das Papsttum in Rostock auftrat. Seine wilden Predigten entzogen ihm bald die Gnade des Herzogs Heinrich. Er mußte daraufhin Rostock verlassen. Im Jahre 1526 kehrte der widerspenstige Geistliche abermals dorthin zurück. Der Fürst wandte ihm nach einer Unterredung seine Gunst wieder zu und schenkte ihm ein neues Priesterkleid.

Die Blätter, die über Slüters Leben berichten, sind noch nicht völlig entwirrt. Halb klingt es wie Legende um ihn, aus dem der Volksglaube sich einen Märtyrer schuf. Und die Sage berichtet, daß die Katholiken den Priester von St. Petri mit Künsten der Hölle verderben wollten. Die gegen den Ketzer erboste Geistlichkeit habe Meuchelmörder gegen ihn gedungen und ihm Giftbecher kredenzt. Auch sei einmal ein junger Pfaffe vor seinem Hause erschienen, der mit einem Teerquast die Inschrift über der Tür auslöschte: „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit". Dieser Priester wäre bald darauf erblindet.

An die Stelle des Märchens ist die historische Forschung getreten, die uns ferner von dem Rostocker Reformator erzählt, daß er sich nach Luthers Vorbild im Jahre 1525 verheiratet habe. Der Rat, der noch katholisch war, verbot den Spielleuten, zu dem Hochzeitsfest des Ketzers Musik zu machen. Als sich aber Slüters Brautzug auf die Kirche zu bewegte, erklangen vom Petriturm die Glocken, und singende Schüler schritten dem Paare voran. Slüter verzagte nicht.

Im Jahre 1529 erlitten die Lutheraner im Jakobi-Kirchspiel eine Niederlage, als sie einen evangelischen Prädikanten, der Barthold hieß, auf die Kanzel bringen wollten.

Ein Jahr später wetzten indessen die von St. Marien den Schaden wieder aus, indem sie es beim Rate durchsetzten, daß die beiden verheirateten Geistlichen Andreas Wilmsen und Johann Walhof ihre Ämter wieder bekamen. Auch zwei Prädikanten, Matthäus Eddeler und Peter Hakendahl, wurden in die Marienkirche eingeführt, von denen jener durch zeternde Predigten den Glauben an die fünf Wunden des heiligen Franziskus zu zerstören suchte. Bald darauf ging auch einer der heftigsten Gegner Slüters, der Kaplan Antonius Becker von der Nikolaikirche, ins lutherische Lager über.

Der Triumph der Reformation war nicht mehr zu leugnen. Langsam wich der Katholizismus in den Schatten. Aber noch wimmelte die Stadt von Prälaten, Mönchen und Pfaffen. Über 400 Geistliche beherbergte sie. Es gab in Rostock Franziskaner- und Dominikaner-Mönche, dann die Kalandsvereine und die Brüder vom gemeinsamen Leben, deren Fraterhaus, später zu einem Wollmagazin profaniert, sich noch jetzt zwischen der Blücher- und der Schwanschen Straße schmal und düster erhebt. Erwähnt seien auch noch ein Zisterzienser-Nonnenkloster und die Schwesterschaft der Beguinen, die alle dem neuen Geist, der von Wittenberg kam, verfielen. Im Dezember des Jahres 1530 war sein Sieg soweit gediehen, daß der Rat in Sachen der Religion eine Ordnung erließ, laut der hinfür „in allen Kirchen die Prädikanten nach Verlesung des Textes das Wort Gottes rein und unverdunkelt aus den biblischen Schriften erklären und das demselben Widersprechende bekämpfen und aus der Menschen Herz reißen sollten". Der Rat würde die Kirchenzeremonien neu ordnen; die Gemeinde durfte Psalmen singen. Das Abendmahl wurde dann in beiderlei Gestalt verabreicht. Vom Jahre 1531 ab durften die Mönche nicht mehr in Kutten vermummt auf der Straße gehen, und am Grün-

donnerstag desselben Jahres, da Rostock eine lutherische Stadt wurde, ward von der Kanzel herab befohlen, daß es niemandem mehr gestattet sei, nach den Dörfern Biestow und Kessin zur Messe zu wandern. Nur die Nonnen vom heiligen Kreuz klammerten sich noch an den verlorenen Altar des Katholizismus, umringt von lauter Evangelischen. Sie wurden erst im Jahre 1535 abtrünnig.

All die Glorie dieser Umwälzung ist dem streitbaren Slüter zu danken, der am 19. Mai 1532 starb. Der Aberglaube will, daß er an Gift gestorben sei, das ihm ein tückischer, von einem katholischen Priester bestochener Buchbinder während einer Abendgesellschaft in den Wein geschüttet haben soll. So groß wäre der Haß der Pfaffen gegen den „schwarzen Köter von St. Petri" gewesen.

Slüter hielt seine Predigten am Anfang seines religiösen Feldzuges unter einer großen Linde vor der Petrikirche. Andächtig lauschten die Hörer im Licht der Sommersonne dem schwarzbärtigen Eiferer, der kühn ihre Herzen gewann, ein Feuerkopf, der mit den Evangelistenzungen des Zorns, der Begeisterung und der Sanftmut predigte. Sein Tod versetzte ganz Norddeutschland in Schmerz. Er wurde auf dem Petrikirchhof begraben und auf seinem Grabstein ist zu lesen: „Sepultura M. Joachim Slüter, qui anno domini MCCCCXXIII. evangelion in hac civitate pure praedicare incepit propter quod intoxiatus obiit die Pentecostes anno XXXII". Ein schlichtes Denkmal wurde dem Reformator errichtet, ein nüchterner gotischer Baldachin von Eisen, der einsam auf der hohen Petrischanze trauert, unter der riesenhaften Wucht der Kirche.

* * *

Während Rostock seinen religiösen Geisteskampf durchfocht, zog eine Geißel durch das Land. Auch in Mecklen-

burg trieben adlige Schnapphähne im 16. Jahrhundert ihr rüdes Werk. Es gelang den Roſtockern, im Jahre 1549 fünf Buſchklepper — Otto und Vollrath von der Lühe, Jasper von Bülow, Curt von Urel und einen von Rühlfeind — zu erwiſchen, die in der Ribnitzer Heide geplündert hatten. Die Raubritter wurden in der Fronerei der Stadt hinter Schloß und Riegel geſetzt. Wenig nutzte es dem Herzog, daß er ſich für ſie verwandte. Der Roſtocker Büttel peitſchte den Vollrath von der Lühe aus, der dann am Freitag nach Pfingſten mit zweien ſeiner Diener das Schaffot beſtieg. Mit den anderen Geſellen wurde minder übel umgeſprungen. Sie mußten Urfehde ſchwören und wurden dann wieder in Freiheit geſetzt.

Die Friedenszeit, die den Fehden mit den Herzögen folgte, nutzte Roſtock mittlerweile gut aus. Die Bürger ſorgten für ſtarke Befeſtigungen der Stadt, indem ſie insbeſondere vor dem Steintor den mächtigen Zwinger erbauten, einen wehrhaften Turm. Dann bringt auch dieſes Jahrhundert wieder Zwietracht in die Stadt. Es war in dem böſen Jahr 1557, als die Bürgerſchaft den Rat wegen übler Verwaltung der Stadtgeſchäfte beſtürmte, und Herzog Johann Albrecht dieſen inneren Hader benutzte, um Roſtock bei ſtockdunkler Nacht zu überrumpeln. Da er jedoch nur Reiterei mit ſich führte, ſcheiterte das Wagnis. Er knüpfte nun Unterhandlungen mit der Stadt an, die ihm und ſeinem Kriegsvolk unter gewiſſen Bedingungen die Tore öffnete. Auch Herzog Ulrich, ſein Bruder, zauderte nun nicht länger und kam ebenfalls mit Waffenmacht angerückt. Den Fürſten war es aber weniger daran gelegen, die Roſtocker untereinander auszuſöhnen, als ihnen vielmehr etwas am Zeuge zu flicken und ihnen gründlich einmal die Herrenfauſt zu zeigen. Der vertrauensſeligen Stadt, in der die herzoglichen Harniſche klirrten, wurde denn auch übel mitgeſpielt.

Die Fürsten brachen ihr Wort und tasteten die Rostocker Privilegien an. Zähneknirschend mußten sich die Bürger darin fügen. Noch zu, da sie in ihrer Ohnmacht nichts dagegen ausrichten konnten, daß ihnen alle Waffen genommen wurden. Allein nicht genug damit, sie mußten noch mehr Ungemach über sich ergehen lassen. Im Jahre 1566 ließen die Herzöge, um für alle Zeiten den Bürgertrotz zu bändigen, auf dem Rosengarten eine große Zwingburg bauen, die ihn bis zum Jahre 1575 bedrohte. Es hatte nichts gefrommt, daß der wackere Doktor Johann Wigand, Superintendent zu Wismar, einen lateinischen Brief an den ungnädigen Herzog schrieb, in dem er ihn anrief, „er handele wider sein schriftlich gegebenes Versprechen, und dergleichen Sünden pflege Gott ernstlich zu strafen. Er handele wider die Privilegien, welche die vormaligen Fürsten des Landes der Stadt gegeben und der Kaiser aufrecht zu erhalten befohlen. Er beflecke seinen eigenen guten Ruhm, und es würde die Nachwelt übel davon sprechen. Er tue sich selbst Schaden durch Unterdrückung und Erschöpfung dieser herrlichen Stadt, denn die Bürger würden endlich der Drangsale müde werden und davongehen, und dann würde er ein wüstes Dorf statt einer reichen Stadt haben; das Huhn, welches goldene Eier lege, müsse man nicht abschlachten; die Einwohner würden durch solches Verfahren nur immer mehr erbittert und zum Aufruhr gereizt. Gott habe gesagt: ‚Wehe dir, du Zerstörer! Meinest du, du werdest nicht zerstöret werden?‘ Der Rostocker Strafe sei größer als ihr Verbrechen. Es müsse hier der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden; das Seufzen der Unterdrückten würde hinauf gen Himmel steigen, Gott würde es hören und ernstlich strafen, obgleich nicht zur Stunde, wie davon die Beispiele in geistlichen und weltlichen Geschichten vorhanden wären.“ Aber der Herzog hat auch gewußt, daß der liebe Gott nicht so schlecht

ist, wie ihn die Frommen gewöhnlich machen, und hat sich von ihm durchaus keine Kümmernis schaffen lassen. Er ritt nach dem Rosengarten, stieg vom Gaul, ergriff eine Schaufel und tat selbst den ersten Spatenstich am Orte, wo sich die warnenden Zinnen seiner Festung erheben sollten. Die Rostocker wußten sich nun in ihrer Not nicht anders zu helfen, als daß sie in ihrer Sache des Kaisers Schiedsspruch erbaten. Nachdem mehrfach Gesandtschaften nach Wien geschickt worden waren, entschied die Majestät die Angelegenheit dahin, daß die herzoglichen Soldaten aus der Zwingburg marschieren sollten, in die drei Sequester eingesetzt wurden. Hiermit hatten sich die Beteiligten jedoch noch nicht beruhigt. Der Streit begehrte nach dem Schwert. In starker Zahl kamen herzogliche Hakenschützen an, um Rostock zu belagern, während von der Seeseite ein alter Feind nahte. Der Dänenkönig erschien mit fünf Kriegsschiffen auf der Warnemünder Reede, um der Stadt die Zufuhr abzuschneiden. Er hatte jedoch Unglück, da ein Orkan sein Geschwader so stark havarierte, daß es bald wieder absegeln mußte.

Die Herzoglichen kamen ebensowenig glimpflich davon, als sie sich in Rostocks Umgebung mit Rauben und Morden verlustieren wollten. Die erbosten Bürger schickten ihnen dreihundert Kriegsknechte nach. Das Fähnlein hatte Glück. Es überfiel die Söldner bei Nacht in dem Dorf Ehmekenhagen, als sie betrunken in Bauernbetten schnarchten. Nach einem kurzen Scharmützel, bei dem einige von den Herzoglichen ihr Leben lassen mußten, wurden die Überraschten gefangen nach Rostock geführt. Desgleichen erbeuteten die Rostocker eine Anzahl Pferde.

Unterdessen gelang es den Landständen, zwischen den Herzögen und der Stadt zu vermitteln. Im Jahre 1573 kam in Güstrow ein Erbvertrag zustande, laut dem Rostock die mecklenburgischen Fürsten für seine Erbherren an-

erkannte. Außerdem mußte die Stadt 30000 Gulden erlegen und sich verpflichten, den Herzögen in Kriegsnöten ein gerüstet Fähnlein Knechte von vierhundert Mann nebst zweien Falkonettlein zu stellen. Die Herzöge versprachen dagegen, über Rostocks Privilegien zu wachen, wie sie auch den Bürgern die Zwingburg zum Abbruch überließen.

Im folgenden Jahre kamen dann die Herzöge mit einem Gefolge von geschmückten Rittern nach Rostock gereist, das sich ebenso festlich herausgeputzt hatte. Als die Fürsten in die Stadt zogen, grüßte sie Jubelmusik von den Türmen, auf den Wällen donnerten die Kanonen. Die Bürger hatten sich, stattlich gerüstet, mit blanken Harnischen angetan, in zwei langen Reihen aufgestellt. Auf dem Markt standen die Patrizier, breite Schlachtschwerter und lange Spieße in den Händen. Auch der Rektor der Universität, der Doktor Lukas Backmeister, war mit seinen Professoren, Doktoren, Magistern und Studenten erschienen, der die Fürsten, wie es heißt, mit einer „zierlichen lateinischen Rede" begrüßte.

Als die Herren nun mit ihren vierhundert Reitern durch die Stadt zogen, ereignete sich ein großes Getümmel. Die Bürgerschaft wurde mißtrauisch, weil die herzogliche Reiterei in solcher Stärke angeritten kam, und drängte die Soldaten vom Marktplatz zurück. Doch gelang es, den Tumult rasch zu beschwichtigen, worauf die Herzöge ihre Quartiere bezogen. Nach großen Feierlichkeiten und Banketten nahmen die Herzöge, da jetzt der Friede endgültig besiegelt schien, Abschied von Rostock. Die Bürger aber hingen im Rathause ein Bildnis des Kaisers Maximilian auf, weil er ihnen gnädig gewesen war. Das Zimmer, das diesen Schmuck erhielt, tauften sie den „Kaisersaal", der in späteren Zeiten, zu Ehren eines mecklenburgischen Großherzogs, den Namen „Fürstensaal" bekam.

Zu dieser Zeit war der Reichtum Rostocks schon entschwunden. Die Stadt seufzte unter einer Schuldenlast von 400000 Gulden. Ihr ehemaliger Stolz, ihre Pracht verblichen noch mehr, da der Welthandel andere Bahnen aufgesucht hatte. Amerika war entdeckt worden, und die Ostindienfahrer grüßten mit weißen Segeln einen neuen Seeweg. Rostock büßte viel ein.

Aus der Rostocker Geschichte des 16. Jahrhunderts ist noch ein bedeutsames Ereignis zu vermerken. Ein neuer Sieg der Zünfte über den Rat. Es gelang jenen, im Jahre 1584 nach Verhandlungen in Güstrow eine Neuordnung der städtischen Verfassung durchzudrücken, indem ein Hundertmännerkolleg mit den „Sechzehnern" an der Spitze eingesetzt wurde. Ein Papier aus dieser Zeit weiß hiervon folgendes mitzuteilen: „Den 30sten December 1583 ließ E. E. Rath die ganze Gemeinde aufs Rathhaus fordern, und nachdem selbige vor den Rath gekommen, hat derselbe mündliche Relation gethan, was die Abgeordneten zu Güstrow gehandelt, und daneben schriftlich vorgelesen, alle Puncte und Articula, die Principes begehrend gewesen, und was die Abgesandten auf einen jeden Articul geantwortet. Zur selbigen Zeit war ein vornehmer und gelehrter Mann, nomine Dr. Johann Borchold, derselbe erklärte den Bürgern alle Articula, wie sie sollten, könnten und müßten angesehen und verstanden werden, und weilen über die neuen Puncte, so im Erbvertrag enthalten, und zum Rechten ausgesetzt, der Fürst noch andere 11 Puncte proponiren und vortragen lassen, hat ermeldeter Doctor dieselben den Bürgern auch erkläret, was ihnen darin schädlich oder anzunehmen sein wollte. Den 31sten December am neuen Jahres Abend waren die Gemeinde und Bürger wieder aufs Rathhaus, und weil es ihnen beschwerlich war, also oft zusammen zu kommen, und mit der gantzen Gemeinde zu schließen, allzu langweilig war, als sind die

Bürger mit E. E. Rath einer einhelligen Meinung geworden, aus der Bürgerschaft 100 Männer zu erwählen, die alle Woche von E. E. Rath sollten gefordert werden, mit ihnen von wegen der gantzen Gemeinde zu rathschlagen, und sind also hoc tempore die 100 Männer erwählet, als nähmlich von Brauern, Kaufleuten und Handwerkern, welchen von der gantzen Gemeinde ist vollkommene Macht gegeben worden, von wegen der gantzen Gemeinde mit E. E. Rath zu handeln und zu rathschlagen von den 20 Puncten, die Herzog Ulrich zu Güstrow hatte proponiren lassen, und nicht allein zu dieser, sondern auch in der Nachfolgezeit, so oft E. E. Rath mit der Gemeinde etwas zu berathschlagen haben würde. Und in dieser Wahl sind erstlich gewesen 4 Brauer, 3 Kaufleute und 3 von den Ämtern, und diesen 10 Personen ist vollkommene Macht gegeben, daß sie aus den Brauern, Kaufleuten und Ämtern die übrigen 90 Personen zu sich erwählen, damit also die Zahl der 100 ergänzet würde. Es sind auch also gemahnt und verordnet worden, wenn einer oder mehr von diesen 100 Männern mit Tode abgehen würden, daß die übrigen wiederum an der abgegangenen Stelle andere erwählen sollten, und wenn ein Person mangelte, daß dagegen 3 sollten aufgesetzet und ins Loos geleget werden, und welcher gegen den Abgegangenen durchs Loos also ordentlicher Weise auskommen würde, derselbe sollte sein erwählet. Und diese Ordnung und Weise sollte allewege also gehalten werden, damit die Zahl der 100 immer voll bleiben möchte. Nachdem auch offtmahlen die erwählten 100 Männer von E. E. Rath convociret worden und es sich zugetragen, daß in ein oder mehr Puncten E. E. Rath mit den 100 Männern in einer Zusammenkunft nicht haben einstimmig werden können und also mehr convocationes dazu erfordert worden, wodurch dann die 100 Männer ermüdet, und sich spährlich eingestellet, also daß

nicht allein E. E. Rath, sondern auch die Sachen, welche keine moram leiden, aufgehalten; als ist, demselben vorzukommen, ein Ausschuß von 16 Personen aus den 100 Männern durch sie selbst erwählet worden, welchen von den sämmtlichen 100 Männern Vollmacht gegeben, mit E. E. Rath oder ihren Deputirten in solchen Fällen, da man zu einer oder anderen Zeit zu einem gewissen Schluß nicht gelangen können, aus- und einzureden, aber in wichtigen Sachen nicht zu schließen, sondern alles, was also pro et contra gehandelt, ad referendum anzunehmen, den 100 Männern zu hinterbringen und zu ihrer Ratification gestellt sein sollte."

* * *

Wir sind im 17. Jahrhundert. Über Deutschland tosen die schwersten Stürme, wie sie in keiner Epoche vordem grausiger heulten, die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges. Das blutrote Schicksal, das über ganz Deutschland brennt, leuchtet auch zerstörend an der Ostsee. Auch Mecklenburg wird verwüstet von diesen schütternden Jahren der Finsternis und des Grauens, der Vernichtung und der Verzweiflung.

Kaiser Ferdinand II. ließ am Anfang des großen Religionskrieges seine Macht bis an die baltische Küste drohen. Er wollte der katholischen Kirche die Stiftungen und Güter, die ihr in Mecklenburg entrissen waren, zurückgewinnen. In Schwerin saß um diese Zeit jedoch der Dänenprinz Ulrich als Administrator des Stifts, dem der mecklenburgische Prinz Christian als Koadjutor beigegeben war. Als nun ein kaiserliches Heer heranrückte, ließ König Christian IV. zur Abwehr rüsten, damit sein Sohn nicht aus dem Stift Schwerin vertrieben würde, und so besetzten die Dänen im Jahre 1624 das mecklenburgische Städtchen Bützow. Der Kaiser, dem diese Tat sehr in

seine Politik paßte, gab sie für eine Kriegserklärung Mecklenburgs aus. Hierzu gesellte sich dann noch das Unglück, daß Christian IV. im Jahre 1626 dem Tilly mit seinen Scharen bei Lutter am Barenberge unterlag und auf hastiger Flucht den Weg nach dem schützenden Inselreich über Mecklenburg nahm. Tilly und Wallenstein setzten dem Dänen nach und kamen auf diese Art ins Obotritenland. Die Kaiserlichen besetzten dort mehrere Städte. Unser Rostock konnte sich anfänglich vor der Einquartierung der ungebärden Wallensteinschen Soldateska nur dadurch retten, daß es 15000 Rthlr. an den Friedländer zahlte. Diese Summe blieb aber nicht das einzige Opfer, das die Stadt der Kriegsfurie darbringen mußte. Die Zeiten nahmen Rostock in ihrem Verlaufe viel härter mit, so daß die Stadt wieder alle Bahnen zu neuer Blüte, die sich ihr eben eröffnet hatten, einbüßte.

Rostock hatte lange gezaudert, ob es sich offen gegen die Kaiserlichen erklären sollte. Ein Festungsbauplan, den der Baumeister Valkenberg zum Schutze für die Seestadt entworfen hatte, und der von Moritz von Oranien geprüft worden war, kam in diesen Jahren nicht zur Ausführung. Die Bürger sorgten für ihre Verteidigung lediglich dadurch, daß sie Landsknechte anwarben, deren Schar im Jahre 1626 etwa vierhundert Mann stark war. Der Befehlshaber des Kriegsvolkes war der Kapitän Thomas Hars.

Unterdessen rückte Wallenstein selbst immer näher heran. Bei Warnemünde ließ der kaiserliche Oberst St. Julian schon Schanzen aufwerfen. Zu gleicher Zeit blockierten die Dänen den Hafen. Am 9. April 1628 erschien dann der düstere Generalissimus, den der Kaiser zum Herzog von Mecklenburg ernannte, in Person vor Rostocks Mauern. Rat und Bürgerschaft zogen vor die Tore und huldigten dem Friedländer, der ihnen durchaus keine schlimmen

Bedingungen stellte. Rostock sollte 1000 Kaiserliche in seinen Mauern aufnehmen, deren Unterhalt Wallenstein selbst bestreiten wollte. Dem Rat wurde in allen Verwaltungsangelegenheiten freie Hand belassen, nur sollten doppelte Schlüssel zu den Stadttoren angefertigt werden. Einen davon sollte der Wallensteinsche Kommandant in Besitz haben, den anderen der Magistrat von Rostock. Die Stadt durfte ferner ihre Waffen behalten. Am Kriegsschluß sollte sie schließlich von der Besatzung wieder befreit werden. Rostock mußte diesen Vorschlägen wohl oder übel zustimmen.

Nachdem im folgenden Jahre schwedische Kriegsschiffe mit einigen Schiffen, die Wallenstein, der „General des baltischen Meeres", zu Rostock bauen ließ, aneinandergeraten waren, erschien der König Gustav Adolf mit seinen Truppen im deutschen Küstenland, um den Evangelischen Hilfe zu bringen. Er befreite Stralsund von der Umklammerung der Kaiserlichen, verscheuchte diese aus Pommern und zog dann ins Mecklenburgische, bis nach Ribnitz, das nachts durch einen Sturm auf Leitern erobert wurde. Dann schielte der Schwede auch nach Rostock. Doch Wallenstein, der Gustav Adolfs Absichten ahnte, wollte sich auf alle Fälle die wichtige Feste sichern und erhöhte daher ihre Einquartierung in starkem Maße. Das Stadtvermögen wurde von jetzt ab weidlich für den Unterhalt der Kaiserlichen geplündert. Tilly allein schröpfte die Rostocker um 68800 Rthlr. Außerdem nahm man ihnen zu guter Letzt auch noch ihre Geschütze und Kriegsmaterialien ab.

Pest und Soldateska hausten verheerend nicht nur in Rostock, sondern auch im übrigen Mecklenburg. Zwei Drittel der Bevölkerung raffte die Not weg. Warnemünde ward gebrandschatzt und vom roten Hahn verzehrt. Die Rostockschen Landgüter wurden verwüstet. Im Umkreis der Stadt überall zertrümmerte Häuser, ein von

Flammen durchzüngeltes Firmament, streifende Söldnerhorden, fliehende Bauern, Leichen. Bilder, wie sie uns der „Abenteuerliche Simplizissimus" von Grimmelshausen vorführt. Auf elf Tonnen Goldes belief sich der Schaden. Von 1627 bis 1631 stockte der Handel der Vogel Greif-Stadt gänzlich. Die Dänenkönige, die Kaiserlichen und die Schweden hatten ihn fast um die Wette lahmgelegt.

Ich will hier eine absonderliche Geschichte einfügen von der Ermordung eines wüsten Tyrannen, der den armen, von Greueln betäubten Rostockern zum Kreuz gereichte. Kaiserlicher Kommandant von Rostock war in diesen Jahren ein grausamer Obrist, der von Hatzfeld hieß. Von ihm wird erzählt, daß seine Raubgier Rostock förmlich ausgepreßt habe, wie vorher die Westfalen und Lüneburger unter seiner eisernen Despotenfaust geächzt hatten. Zu seiner Zeit hielt sich in Rostock ein schwärmerischer Lizentiat aus dem Westfälischen namens Jacobus Vahrmeyer auf, der sich mit Liebe der Mathematik und Astronomie ergeben hatte. Da nun der Obrist ebenfalls ein eifriger Freund der Sternkunde war, nutzte der Lizentiat diesen Weg aus, um sich bei ihm ins Vertrauen zu stehlen. Das gelang ihm schließlich soweit, daß er sogar das Haus des kaiserlichen Kommandanten, das an der Ecke des Marktes und der Großen Wasserstraße lag, unangemeldet betreten durfte. Eines Tages soll nun Vahrmeyer vom Gottwahn befallen worden sein. Ihm kam in den Sinn, daß, weil sein Vorname mit dem Buchstaben J und der Name Hatzfelds mit H anfange, er die biblische Judith sei und Hatzfeld der Holofernes. Eine göttliche Stimme habe in Vahrmeyer getönt, er solle hingehen wie die flammende Judenheldin und Hatzfeld, den zweiten Babylonierhauptmann, ermorden. Vahrmeyer steckte in seiner Ekstase dem Küster der Johanniskirche einen Zettel zu, auf dem folgende Worte standen, die bei der Wochenpredigt, was indessen nicht geschah, verlesen werden

sollten: „Es wird begehret, ein christlich Gebet zu tun für eine hochwichtige Sache, die Gottes Ehre und dieses ganzen Landes Wohlfahrt betrifft, welches in dem Namen der heiligen Dreifaltigkeit förderlichst zu traktieren obhanden ist. Der Allerhöchste wolle dieselbe zu seines heil'gen Namens Ehre, Wiedererlangung des lieben Friedens und betrübten Christenheit Aushelfung mächtiglich dirigieren und ausschlagen lassen, um des himmlischen Friedefürsten Jesu Christi willen. Amen." Gleich nach dem Gottesdienst begab sich dann der Lizentiat im flackernden Wahnsinn nach des Obristen Quartier. Unter dem Mantel trug diese Judith, die die Wache ungehindert passieren ließ, ein Beil. Im Zimmer des Obristen angelangt, bat Vahrmeyer den Ahnungslosen zunächst um einen Reisepaß, und als der Holofernes der Einbildung diesen unterschrieb, schlug ihm Vahrmeyer im selben Augenblick mit drei wuchtigen Hieben das Haupt vom Rumpfe. Dann wickelte der Mörder den Kopf in ein Tuch und ging davon. Als die Tat entdeckt wurde, erhob sich in der Stadt ein großer Lärm. Die Soldaten eilten Vahrmeyer nach und erwischten ihn in einem Keller, wo er sich versteckt hatte. Die Wut der Kaiserlichen sprang natürlich übel mit ihm um. Der arme Teufel verröchelte auf der Folterbank. Sein Leichnam wurde gevierteilt. Die blutigen Fleischstücke packte der Henker in eiserne Körbe, die an den Stadttoren aufgehangen wurden, wo man sie noch sah, als die schwedischen Truppen in Rostock einzogen.

Die Besetzung Rostocks durch die Wallensteiner dauerte bis zum Oktober 1631. Die vertriebenen Herzöge Johann Albrecht II. und Adolf Friedrich I. von Mecklenburg waren in ihr Land zurückgekehrt, als Gustav Adolfs Fahnen überall siegreich wehten. Johann Albrecht zog in Gemeinschaft mit dem Schwedengeneral Achatius Tott gen Rostock und zwang im erwähnten Monat die Kaiserlichen zur Rück-

gabe der Stadt. 2500 Mann stark, zogen sie aus Rostock.

Sechs Jahre später drangen die Kaiserlichen unter Gallas von neuem gegen Mecklenburg vor, mußten aber im Jahre 1638 wieder vor den Schweden unter General Wrangel zurückweichen. Abermals breiteten sich die Kriegsgreuel über das Land aus. Lassen wir einem beredten Chronisten, dem Doberaner Prediger Peter Eddelin, das Wort, der die Not zu schildern versteht: „Im Jahre 1637 sind die Kaiserlichen wieder heruntergekommen in dies Land, und haben darin mit Rauben und tyrannischem Umgehen mit den armen Leuten sehr übel hausgehalten. Sonderlich sind sie den 5ten October auf dies Amt Doberan gefallen, und darauf so hausiret, daß es einen Stein der Erde hätte mögen erbarmen. Das Weibervolk, so sie überkommen, haben sie geschändet, den Schreiber, Servatius Saumann genannt, mit einem Seile um den Kopf gewürget, ihm und vielen den Schwedischen Trank eingegeben usw., den einen so, den anderen so geängstigt, daß er nicht wußt, wo noch aus, wo ein. Dem Priester M. P. Eddelin drei Wunden gehauen, den Küster gar ums Leben gebracht, auch alles mit sich hinweggenommen. Zu geschweigen, was im Jahre 1638 von dem schwedischen General Banner das liebe Land erfahren und betroffen. O Jammer! O Not, o Elend! Wie greuliche Verfolgung, wie grimmige Bekriegung, wie greuliche Verwüstung, so allererst recht angegangen. Adel und Unadel, Geist- und Weltliche, Bauer und Bürger, Mann und Weib, Herr und Knecht, Alt und Jung, Gelahrt und Ungelahrt sind ohne Unterschied von den undisciplinirten schwedischen Völkern übel tractirt, gejagt, geschlagen, verwundet, beraubt, barbarisch auf mancherlei unaussprechliche Art und Weise gemartert und getötet, zu bekennen, wo das Ihre anzutreffen. Viele haben in Rauch und Dampf, durch Frost und Hunger,

auf den Gassen, im Felde, in Wäldern und Morästen ihren Tod gefunden. Keine Wintersaat ward bestellet und auch an die Sommersaat ward nicht gedacht, weil es an Menschen und Korn und Vieh fehlte. Die fürstlichen Ämter, die kleinen Städte und Dörfer sind eine geraume Zeit wüste und leer gestanden, weil man allda nicht sicher sein konnte, und was noch an Menschen, hohen und niedrigen Standes, erhalten worden, das hat sich zum Teil in Rostock und Wismar aufgehalten, zum Teil aber auch in andere Königreiche und Fürstentümer retiriren müssen." Der rote Kriegskomet flammte noch immer furchtbar in diesen klagenden Nächten der Verwüstung. Die kupfernen Kirchendächer wurden von den Soldaten abgetragen. Man warf sogar die im Zinnsarg zu Doberan ruhende Leiche der Gemahlin Adolf Friedrichs aus dem Sarg, die von ausgehungerten Hunden gefressen wurde. Die Pest und Rudel von Wölfen durchstreiften die elende, angstschreiende Einöde.

So hatte der Krieg das einst so reiche Rostock völlig in Armut gestürzt. Die Schweden saßen hinfort in Warnemünde und hemmten den Seehandel der Stadt, indem alle ein- und auslaufenden Schiffe überaus hohe Zölle an sie zahlen mußten. Ein holländischer Reisender, der die Stadt im Jahre 1650 gesehen hat, vermag uns von ihrer Größe nach dem Kriege folgendes mitzuteilen: „Der Stadt Länge ist 1166 Schritt und die Breite 825, der gantze Umbkreiß aber ist 5500, der Gassen sind 140."

Wir wollen uns an dieser Stelle auch des Jahres 1645 erinnern, in dem der berühmte holländische Gelehrte Hugo Grotius, der Begründer der Völkerrechtslehre, zu Rostock starb, im Hause 17 der Großen Wasserstraße, das uns noch heute erhalten ist. Der Autor des Buches „De jure belli et pacis", Günstling der Königin Christine von Schweden, kam damals von Stockholm gen Lübeck gesegelt. Auf der Reise traf ein Sturm sein Schiff und

trieb es an der pommerschen Küste auf den Strand. Hugo Grotius wurde gerettet. In kaltem Regenwetter fuhr er von der Unglücksstelle nach Rostock, wo er am 17. August eintraf, völlig erschöpft von den Strapazen. Mit fieberglühendem Körper lag er im Bett. Ein sofort herbeigerufener Arzt stellte fest, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe. Als dann am folgenden Tage, zur Abendzeit, der Superintendent Johannes Quistorp an das Lager des erlauchten Kranken kam und seinen hinfälligen Zustand bedauerte, erwiderte Hugo Grotius: „Meine Hoffnung steht allein auf Christum." Der Geistliche, der ihn auf den Tod vorbereitete, betete ihm dann das Lied vor „Herr Jesu Christ wahr'r Mensch und Gott", fragte ihn, ob er das auch wohl verstanden habe. Hugo Grotius: „Sehr wohl." Hierauf redete der Superintendent noch eine Weile von christlichen Dingen, fragte dann nochmals, ob er seine Worte vernehme. Aber schon entgegnete der Delfter erlöschend, mit hippokratischem Antlitz: „Eine Stimme höre ich, verstehe aber nicht alle Worte." Dann erkaltete sein Leib. Sein Mund verstummte.

Diese letzten Stunden des großen Gelehrten hat Quistorp dem Elias Taddel nach Amsterdam in einem Briefe wahrheitsgetreu mitgeteilt. Hugo Grotius' Leichnam wurde nach Delft überführt, wo er zur Erde gebracht wurde. Seine Eingeweide tat man in ein Metallkästlein, das vor dem hohen Altar in der Marienkirche zu Rostock unter einem viereckigen Stein mit den Buchstaben H. G. vergraben ward. Später holte man auch diese Reliquie aus Rostock ab.

Eine Unheilszeit, bald nach dem großen Krieg, war das Jahr 1677 für Rostock. Dazumal, am 11. August, ließ eine Riesenfeuersbrunst den größten und schönsten Teil der Alt- und Mittelstadt, über 700 Wohnhäuser und einen Teil der Katharinenkirche in Asche zergehen. Ein Chronist,

der Magister Sandhagen, hat diesen Brand, der in einem Bäckerhause der alten Schmiedestraße aufkam, fürsorglich beschrieben: „Und nahm (das Feuer) in großer Eil schleunigst zu, bevorab, weil nicht sobald Wasser und andere nöttige Instrumenta zum Löschen zur Hand waren, auch die Leute, so retten sollten (obschon die Sturmglocke gezogen ward), theils auf ihrer Handthirung gegangen waren. Dannenhero ist es geschehen, daß das Back-Haus, worinnen viel Holz vorhanden gewesen, in voller Glut gerathen, und haben die Leute, da sie herzu kommen, wegen des großen Feuers, so heraus geschlagen, nicht retten können, sind also die Flammen in großer Menge auff die negsten Häuser gefallen, haben auch selbige angesteckt, weil sie theils voll ungedreschtes Korn gelegen, woraus denn das Feuer in geschwinder Eil so stark aufgestiegen, daß nicht allein die Häuser gegen über, sondern auch die in der Wollen-Weber-Straßen, bey der Molcken-Brücke, item die oben in der Schmiede-Straßen nach dem alten Markt hin gestanden, gantz schleunig und auff einmal sind angegangen. Weil auch der Wind hefftig aus dem Süd-Osten stürmete, ist das Feuer gar schnell fortgegangen, und zwar auf das Kirchspiel S. Peter (welches das Unglück am meisten leider getroffen, inmaßen es fast gantz darauff gegangen, wenig Häuser auf dem Küter-Brock und oben demselben am alten Markt und nach dem Thor belegen, ausgenommen welche nebenst der Kirche übergeblieben) und auch zugleich nach S. Catharinen-Kirche, welche nebenst sehr wohl gebaueten Wayßen-Hause und umliegenden Häußern um mittage schon in die Asche lagen, zugleich hat es auch angefangen zu brennen über die Grube in der Kramer-Straße (darinnen des berühmten Herrn D. Henrici Mulleri herrliche Bibliothek gestanden, welche gleichfalls mit verbrannt) und kleine Mönchen-Straße in S. Marienkirchspiel, darüber denn die Einwohner hefftig

geschrocken, und was sie haben retten können, damit sind sie aus der Stadt gewichen, wiewohl ihnen viel von gottlosen Leuten gestohlen worden. Bei welchem Zustande sich recht hat besinnen und retten können, wie es recht damit zugegangen, ist Gott bekannt. Kund und offenbahr ist es, daß an vielen Orten große Quantitäten Pulver zugleich auch brennenden Lunten mit anderen zubereiteten Sachen in und außer Häußern, so auch die Hacken an den Winden, daß man kein Wasser hat hinauffziehen können, abgeschnitten befunden. Woraus man klärlich, wo nicht den Anfang, doch zum wenigsten die Vergrößerung der Gefahr des Feuers, und was vor Leute vorhanden gewesen, kann ersehen. Daher denn das Feuer wie eine Fluth zugenommen, und die Grube vom Heringsthore biß an der Molcken-Brücken, die Fisch-Banck, Krohnen-Straße, gantze Kramer-Straße, die Mönche-Straße, Dräger-Straße bey der Wage, dem Schild, die Hege, den Ortsund, den Vogelsang, die Koßfelder-Straße, die meisten Häuser auf dem Borg-Walle, und in der Lage-Straße, sammt den Häußern am Strande biß an die Wokrenter-Straßen, hat ergriffen und verzehret; und dieses alles fast innerhalb 24 Stunden, wodurch denn die allerköstlichsten Häußer in der Stadt, so von Grund auff von Steinen mit unsäglichen Kosten von den Vorfahren sind erbauet gewesen, darnieder geworfen worden, daß es wohl recht ein Feuer vom HErrn zu nennen gewesen, weil man sonst nicht begreiffen kan, wie solches zugegangen. Die Hefftigkeit des Feuers hat gewähret von halb Neun des Sonnabends, die gantze Nacht hindurch biß an den Sonntag Morgen, da, weil der Markt und das Rathhauß, etlichen der Einwohner, welchen der Wind abstund, mit Macht den Schuster-Schütting und die Häußer im Ortsund nach dem Markt hin angefangen zu retten, und durch Gottes Hülffe auch gerettet, solches

geschahe auch durch die Einwohner und andere Christl. Hertzen bey S. Marien-Kirche, die gleichfalls in Gefahr, item ober der Koßfelder-Straßen, item an etlichen Häußern am Borg-Wall und in der Lage-Straßen. Beim Wokrenter-Thore ward es auch des Sonntags nachmittag gelöschet, und die Einwohner und Bürger nicht wenig durch einen gelinden Regen zum Retten angefrischet, dem denn Gott Lob am Sonntage und folgendes ein großer starcker Regen gefolget, wodurch das hie und dort brennende Feuer negst fleißiger Wache der Einwohner und Hülffe derer von Ihro Hochfürstl. Durchlauchtigkeit von Güstrow (die auch selbst zugegen gewesen) mitgebrachten und gesandten Leuten mit Instrumenten gäntzlich gedämpffet. Wie hefftig der Brand gewesen, ist daraus abzunehmen, daß in so kurtzer Zeit 700 steinerne Häußer, die Wohn-Keller nicht einmahl mitgerechnet, sind darnieder gefallen, unter denen auch die schöne Catharinen-Kirche, das überaus starck und wohlgebauete Wayßen-Hauß, drey Hospitalien, als Bröckers auf dem alten Markt, S. Jürgen fürm Borgwall-Thor, und das Lazaret fürm Heerings-Thor. Der Schade hat nicht allein die Leute in der Stadt, sondern auch das gantze Land herum, so ihre Güter hie wegen der herumliegenden Soldaten in Sicherheit gebracht, getroffen. Es hat zum Gedächtniß dieses göttl. Straff-Gerichts der seelige Herr M. Rembertus Sandhagen Pastor zu S. Nicolai eine Predigt gehalten über das Evangelium Dom. IX post Trinitat. und zwar an dem darauff folgenden Dienstag (denn an dem Sonntag ist in der gantzen Stadt keine Predigt gehalten worden)."

Diese elementare Katastrophe, die am schwersten der Kaufmannschaft geschadet hat, steigerte noch das allgemeine Elend Rostocks am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Mit Handel, Schiffahrt und Brauwesen der Stadt war es schlimm bestellt. Alle Erwerbszweige waren vor

den Ruin gestellt. Die Brauer brauten nur noch zweimal im Jahr. Auf den Hausplätzen wurde nicht mehr gearbeitet. Die Handelsflotte, Schiffe und Schuten, war verkauft. Im Hafen lag nur noch ein einziges vereinsamtes Schiff.

* * *

Auch das 18. Jahrhundert brach für Rostock keineswegs unter einer Glückssonne an. Die nordischen Kriege ließen Mecklenburg nicht ungeschoren. Im Jahre 1709 kamen die Dänen wieder mit Feuer und Schwert ins Land, um den Schweden, die Karls XII. Unstern bei Pultawa um ihre Macht gebracht hatte, Wismar zu entreißen. Auch Rostock hatte unter den Durchzügen der plündernden Jütenarmee viel zu leiden. 1712 meldete sich der schwedische General Steenbock an der Warnow und drang mit Gewalt in die Stadt ein.

Das folgende Jahr bescherte eine andere Zuchtrute. 1713 legte sich Karl Leopold den mecklenburgischen Herzogsmantel um die Schultern, ein wilder, brutaler Herr, dessen gierige Leidenschaften den eigenen Bruder nicht schonten. Mit den entkräfteten Rostockern machte der Fürst, der Karl XII. bis auf die hohen Stiefel und Sporen nachahmte, kurzen Prozeß. Nicht allein, daß er von den Schweden das Warnemünder Zollrecht erwarb und sich schlankweg die Jagd in der Rostocker Heide aneignete, wogegen der Magistrat mannhaft seine Stimme erhob, er wollte zu guter Letzt auch die Rostocker zur Abtretung der Akzise zwingen, sowie die Stadt in eine Festung umwandeln, in der er zu residieren beabsichtigte. Da die guten Bürgersleute, die an ihren Privilegien festhielten, sich nun in Harnisch gegen die herzogliche Arroganz setzten, verübte Karl Leopold eine Reihe von Gewaltstreichen wider sie. Wiederholt ließ er, dessen böser Einbläser der harte

Minister von Petkum war, die Rostocker Bürgermeister und Ratsherren in Haft nehmen und die hundert Männer ins Kerkerloch stecken. Der ungnädige Karl Leopold zwackte die Starrköpfe mit dem Raffinement eines grausamen Geistes, um sie mürbe zu machen. Man bereitete ihnen ein qualvolles Verließ, indem man sie in die blaue Stube auf dem Rathause sperrte, in der die Öfen bis zur Gluthitze angefacht wurden, so stark, daß sie platzten. Vierzehn Tage lang mußten sie in der Pestluft des Zimmers schmachten, dessen Fenster nicht geöffnet werden durften. Dadurch, daß man den ehrbarlichen Herren sehr kärgliche Speise vorsetzte, wurde die Tortur noch um einige Grade höher geschroben. Ferner wurden sie mit hohen Geldstrafen und Einquartierungen bedacht, und mußten endlich, bevor man sie nach Schwerin transportierte, eine halbe Stunde lang, gleich Sträflingen, am Rostocker Hochgericht ausharren. Unter dem Druck so unmenschlicher Qualen blieb den Stadtvätern schließlich nichts anderes übrig, als klein beizugeben, nachdem der Herzog sogar noch Soldaten des großen Russenzaren herbeigerufen hatte. Rostock schloß einen Vergleich mit Karl Leopold ab, der aber bald darauf, nachdem die Stadt beim Reichshofrat geklagt hatte, von diesem für ungültig erklärt wurde. Der Kaiser schützte die Stadt vor den Vergewaltigungen des Herzogs, den ein Reichsedikt fügsam machte. Im Jahre 1728 dankte Karl Leopold zugunsten seines Bruders Christian Ludwig ab. Dieser Fürst, unter dem wieder einige Ordnung ins Land kam, unterzeichnete 1748 einen Erbvertrag mit Rostock.

Dann, im Jahre 1756, bestieg Herzog Friedrich den mecklenburgischen Thron, ein Fürst, der die Torheit beging, in das Lager der Feinde Friedrichs des Großen überzugehen. Preußische Truppen kamen ins Land. Exekutionen, Kontributionen und Einquartierungen lösten ein-

ander in Mecklenburg ab, das der Preußenkönig ja nur als einen Mehlsack betrachtete, den man tüchtig klopfen müsse. In Rostock marschierte das preußische Regiment „Henckel von Donnersmark" ein. Die Stadt mußte ein Jahr lang Einquartierungen aushalten und zusehen, wie die Preußen, als sie abzogen, alles schwere Geschütz mit sich gehen hießen. Überdies wurde in Mecklenburg eine Kriegssteuer erhoben, zu der Rostock den zwölften Teil beitragen sollte. Die Stadt wehrte sich gegen diese neue Belastung mit der Begründung, daß der Krieg ihre Finanzen schon zu sehr drangsaliert hätte. Kaufleute und Gewerker gerieten dazu aneinander, und es half nichts, daß die Bürgerschaft sich beim Herzog beschwerte, der im Jahre 1763 eine Kommission zur Schlichtung der Streitigkeiten einsetzte. Der Rat von Rostock rief die Reichskammer an, und es begann ein wahrer Rattenschwanz von Prozessen. Erst im Jahre 1788, unter dem Herzog Friedrich Franz I., wurde den wirren Zwistigkeiten durch den Erbvertrag vom 13. März ein Ende bereitet. Diese Erbverträge hatten den Rostockern manche von ihren Privilegien genommen, ja, noch mehr: die Ereignisse des 18. Jahrhunderts hatten die Stadt völlig unter die Souveränität der Landesherren gebracht.

Aus dem Säkulum wird uns ferner ein anschauliches Gemälde von der damaligen Seestadt Rostock übermittelt. Im Jahre 1793 besuchte der polnische Graf Potocki die Stadt. Aus den Eindrücken, die er von Rostock bekam, hat er folgendes Bild zusammengestellt: „Rostock nimmt zu Mecklenburg eine ähnliche Stellung ein, wie Danzig früher zu Polen. Die Verfassung dieser Stadt ist ein Gemisch von Untertänigkeit und Souveränität; letztere ist ihr noch von ihrer früheren Stellung als Hansestadt übriggeblieben, und sie besitzt noch jetzt Münzgerechtigkeit und führt eine eigene Flagge. Ihre Bevölkerung beläuft sich auf etwa 12000 Seelen (im Jahre 1773 sollen

es kaum 9000 gewesen sein), ihre Handelsflotte auf 100 Fahrzeuge von 60 und 120 Tonnen. Der Hafen besteht aus einem Quai an der Warnow, zu beiden Seiten von schönen Spaziergängen eingefaßt. Von diesem Quai springen viele hölzerne Vorbaue in den Fluß hinein, an deren jedem vier Schiffe befestigt werden können, wodurch diese gleichsam mit der Stadt zusammenwachsen, und man sieht die Leute von und zu den Schiffen gehen, wie von einem Hause zum andern. Die Häuser Rostocks sind in dem alten Stile erbauet, welcher sich jetzt nur noch in einigen Hansestädten erhalten hat, und welchen ich für den bequemsten zum Wohnen halten möchte, den man sich nur denken kann. Das Auge des Herrn überschaut darin mit einem einzigen Blicke die Flur, den Laden, die Küche und beinahe alle Gemächer, welche mit Glaswänden versehen und daher zu Heimlichkeiten nicht geeignet sind. In den wohlhabenderen Häusern ist die Flur ein geräumiger Vorsaal, geziert mit Spiegeln, Wandleuchtern und einem niedlichen Wagen aus englischer oder anderer Fabrik; hier hält sich die Familie gewöhnlich auf und nimmt selbst Besuche in diesem Raume entgegen. Wenn es die Witterung aber erlaubt, so setzt man sich vor dem Hause auf dem mit Bänken versehenen Trottoir." In diesem Rostock gingen die Damen und Herren in französischem Putz, der seit dem dreißigjährigen Kriege sogar in Mecklenburg triumphierte. Man war im Rokoko, und die Männer zogen sich auch in Rostock Seidenröcke an, dazu lange gestickte Westen, ebenfalls aus purer Seide. Sie trugen Kniehosen, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, die Puderperrücke und den dreieckigen Hut, die Stutzer den Chapeau-bas. Die Hand, über die zartes Spitzenwerk fiel, legten sie, ganz wie in galanterer Sphäre, auf den zierlichen Griff zierlicher Galanteriedegen. Das Schnürleib schuf den Damen die Taille, unter der sich der Reifrock bauschte.

Sie gingen auf Stöckelschuhen und wölbten Frisuren auf ihren Köpfen.

* *
*

Mit schrillem Akkord setzt die Ouvertüre des 19. Jahrhunderts ein. In Rostock gibt's Revolution, die sogenannte Rostocker Butterrevolution. Gleich das runde Jahr 1800 durchfegt die Stadt mit Tumulten. Die Ursachen hierfür sind in einer Lebensmittelteuerung zu suchen, die dadurch eintrat, daß ein umfänglicher Export der Landesprodukte, dessen Erträgnis den Kaufleuten zufloß, das Getreide, die Kartoffeln, Butter, Geflügel usw. in Mecklenburg rar machte. Besonders hoch waren daher, infolge dieses ökonomischen Prozesses, die Preise für die Naturerzeugnisse in Rostock gestiegen. Da nun aber die Bevölkerung sah, daß ihr Mecklenburg, das alte strotzende Kanaan des Nordens, an und für sich durchaus nicht hieran darbte, sondern daß rein zum Gedeihen des Geldbeutels einiger Rostocker Kaufherren der ganze Überfluß einer gesegneten Natur ins Ausland wanderte, zur Not der übrigen Bürger, so wuchs bald eine Gärung unter den kleinen Leuten, den Matrosen, Handwerkern, Tagelöhnern. Ihre Erbitterung schäumte aber nicht nur gegen die Krämer, die bedeutenden Gewinn von der Ausfuhr einheimsten, sondern auch gegen den Magistrat, der sich nicht um die Notleidenden kümmern wollte und so im Grunde indirekt das Feuer schüren half. Am 28. Oktober erfolgten die ersten Explosionen der allgemeinen Unzufriedenheit. Auf dem Marktplatz hob ein kleiner Skandal an. Die Zimmer- und Maurergesellen reichten beim Stadtregiment eine Sturmpetition ein, die jedoch keine Wirkung ausübte. Hierauf verschafften sich die empörten Elemente — Maurergesellen, Tagelöhner, Strandfuhrleute, Matrosen, Knechte, Gesellen usw. — Zugang zum Rathaus. Als sie aber-

mals abgewiesen wurden, ließen sie die Faust für ihr Recht walten. Tumultszenen begannen. Zuerst wurden die Buttermagazine der Kaufleute Schaalburg und Schultz geplündert. Alles wurde dort kurz und klein geschlagen, die Fenster, Spiegel, das ganze Mobiliar. Kaufmannsbücher, Betten und anderes Gerät wurde von den Skandalierenden in den vorbeifließenden Kanal geworfen. Herbeizitiertes Militär vermochte die Tumultuanten nicht einzuschüchtern. Der Kaufmann Mann, dessen Haus durchsucht wurde, kam noch glimpflich davon. Übel aber sprang der Mob mit dem Agenten Wiggert um, trotzdem 50 Soldaten dessen Wohnung bewachten. Der Pöbel warf zunächst die Fenster des Wiggertschen Hauses ein, stürmte dieses dann und zertrümmerte das ganze Inventar, raubte alles vorhandene Geld, viel Silberzeug und andere Kostbarkeiten. Wiggert selbst, der nur durch eine überhastete Flucht sein Leben retten konnte, erlitt hierdurch einen Schaden von 10000 Talern. Auch einem seiner Nachbarn, dem reichen Kaufmann Koch, erging es nicht minder schlimm.

Da der Stadt eine Fortsetzung dieser Gewalttätigkeiten drohte, falls die Verhältnisse ohne Änderung blieben, so mußte sich der Magistrat innerhalb eines Tages dazu bequemen, den Aufständischen den größten Teil ihrer Forderungen zu bewilligen. Zugleich wurde aber auch ein Zwang auf den Pöbel ausgeübt, und zwar durch das Militär, das mittlerweile, da noch hier und da die Unruhe wieder durchbrach, verstärkt worden war. Eine ganze Anzahl der Tumultuanten wurde verhaftet und zu folgenden Strafen verurteilt: öffentliche Ausstellung am Pranger, Auspeitschung, Stadt- oder Landesverweisung und Zuchthaus. Außerdem mußten die Ruhestörer den angerichteten Schaden aus ihrer eigenen Tasche bestreiten.

Eine schwere Epoche naht dann. Über Europas Himmel fliegt der ungeheure Widerschein des Kriegsfanals. In

der Ferne erdröhnen die Kanonen, der Gesang von hunderttausend Schwertern. Rauschend hat sich im Westen die napoleonische Legende entrollt. Frankreichs Legionen sind auf dem Marsch, um Reiche zu zertrümmern, unter den goldenen Adlern Bonapartes. Blut und Eisen haben die Macht der Stunde. Der Weltteil, den dieses herrliche Schicksal sich erwählt, kracht in allen Fugen. Selbst das winzige Mecklenburg wird mit in die Tragödie Napoleon gespannt, die uns eines Jahrhunderts Erfüllung dünkt. Im Oktobersturm des Jahres 1806 zuckten die Reste von Preußens Ruhm und Macht auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt vor dem bronzenen Korsen im Siegeslicht. Nur wenige entrannen dem blutgetränktem Völkerdrama auf Thüringens Gefilden, auf denen Friedrichs des Großen hinterlassener Glanz unter den Triumphmärschen des Imperatorenheeres höchst jämmerlich zu Grabe getragen wurde, unter ihnen Blücher mit seinem Korps. Der Preußengeneral, selbst ein Rostocker, warf sich mit seinen zehntausend Mann ins Mecklenburgische. Am 26. Oktober vereinigte er sich dort, bei Strelitz und Dambeck, mit dem General Winning, der mit zehntausend Mann nach Rostock und von dort aus auf das Meer wollte. Drei französische Armeekorps unter dem Marschall Soult, dem Fürsten von Ponte-Corvo und dem Großherzog von Berg brachen zur Verfolgung Blüchers auf. Dieser und Winning mußten, da sie von Feinden umringt waren, den ursprünglichen Plan, nach Rostock zu retirieren, aufgeben. Die Preußen marschierten nun nach Lübeck, wurden dann aber am 6. November bei Ratkau zur Kapitulation gezwungen. Am 27. desselben Monats rückte General Michaud in Mecklenburg ein, und noch am gleichen Tage kündete eine französische Note an den Niedersächsischen Kreis an, das Napoleon Mecklenburg als feindliches Land betrachte. Am Tage darauf prokla-

mierte der Franzosenkaiser, daß er Mecklenburg-Schwerin annektiere.

Durch die unaufhörlichen Durchmärsche der Franzosen und die unausbleiblichen Plünderungen, die dabei vorkamen, erlitt Mecklenburg unsäglichen Schaden. Auch Rostock bekam das Kriegsregiment wiederum zum schwersten Nachteil zu spüren. Der Handel der Stadt, besonders soweit er mit England in Konnex stand, geriet ins Stocken; denn Großbritannien wurde damals bekanntlich von Napoleon in Blockadezustand erklärt. Alle englische Waren verfielen — was in Mecklenburg der Intendant Bremont verkündete — der Konfiskation. Dieser Zustand verschärfte sich besonders im Jahre 1810, als französische Truppen von Hamburg kamen und die Ostseeküste besetzten, um jeden Handelsverkehr mit England zu unterbinden. Auch in Rostock und Wismar erschienen die Uniformen der Grande Armée. Die Kette der Douaniers erstreckte sich von Ribnitz bis Lübeck am Meer entlang. In Rostock bewachten die gallischen Zöllner sogar die Tore, und jeder, der, ohne einen französischen Paß im Besitz zu haben, hindurch wollte, mußte sich einer Visitation seiner Kleider unterwerfen. Es wurden sogar Haussuchungen nach englischen Waren in Rostock veranstaltet. So geschah es, daß die Douaniers mit blankem Pallasch auf dem Fischerbruch erschienen und in dieser Straße ein ganzes Lager von britischen Waren aufstöberten, das alsbald auf dem Neuen Markt und dem Rosengarten zu flammenden Scheiterhaufen verwandelt wurde. Ja, die Franzosen gingen schließlich sogar bei, um jedweden Verkehr mit England unmöglich zu machen, und hieben die Mastbäume von den am Strande verankerten Schiffen ab.

Im Jahre 1809 spielte sich auch ein Teil der Schill-Episode in Rostock ab. Am 22. Mai begehrte die Avantgarde des Schillschen Freikorps, hinter dem der holländi-

sche General Gratien her war, Einlaß in die Stadt. In Rostock waren um diese Zeit 200 mecklenburgische Soldaten einquartiert. Ihr Kommandant ließ sie nach dem Hopfenmarkt alarmieren. Mit 30 Schillschen Husaren und 150 Infanteristen zog hierauf der Anführer, ein Graf von Moltke, nachdem er mit dem Gouverneur verhandelt hatte, in die Stadt ein. Die mecklenburgischen Truppen zogen sich nach Ribnitz zurück, worauf Schill selbst Rostock in Besitz nahm. Die Rast dauerte jedoch nicht lange. Vor einem holländischen und dänischen Korps unter Gratien und dem General Ewald mußte der Freischärler nach Stralsund flüchten, wo er, wie man weiß, mit seiner Truppe den Untergang fand. Im Jahre 1811 beutete eine französische Division unter Friand nochmals Mecklenburg aus, dann aber, nachdem Moskaus schimmernde Kuppeln in lohende Feuer gesunken waren, verstrahlte die napoleonische Glorie im schwarzen Schweigen, der wilden Unendlichkeit von Rußlands leichenbesäten Eisfeldern. Die halbe Million blitzender Bajonette, die dem Korsentraum gefolgt war, blieb verschollen in den einsamen Todessteppen des Zarenreiches. Die Freiheitsschlachten bestürmten nun die Ära. Und im Juli des Jahres 1814 zogen auch die heimgekehrten Kriegerscharen Mecklenburgs unter Glockenschall und Kanonendonner wieder in ein befreites Rostock ein, das sich endlich im 19. Jahrhundert in ruhiger Entwicklung erholen kann von all den Wirrnissen der vergangenen Jahrhunderte.

Die Rostocker Ereignisse der letzten Zeit lassen sich in Kürze aufzeichnen. Im Jahre 1848 entstand eine Entfremdung zwischen dem Großherzog Friedrich Franz II. und Rostock, da die Stadt in dem politischen Sturmjahr, als Handelsmetropole Mecklenburgs, natürlich die Hauptträgerin der liberalen Bewegung im Großherzogtum geworden war. Zu erwähnen ist auch, daß die alte Seestadt

in den siebziger Jahren in eine Periode des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs eintrat, der dann allerdings die großen Krachs der Gründerzeit folgten, die auch in Rostock viele altangesehene Firmen zu Fall brachten. Nachdem ferner schon im Jahre 1827 das alte Problem des Erbvertrags zwischen dem Landesherrn und Rostock endgültig geregelt worden war, erhielt die Stadt im Juli 1887 endlich eine neue Verfassung. Die „repräsentierende Bürgerschaft", ein Sechzig-Männer-Kollegium, das von den Bürgern selbst gewählt wird, wurde für die hundert Männer eingesetzt. Der Verwalter des Gemeindewesens ist ein E. E. Rat mit drei Bürgermeistern an der Spitze. Noch heute nimmt Rostock eine bedeutende politische Sonderstellung in Mecklenburg ein, wie sie aus der alten hanseatischen Selbstherrlichkeit der Stadt hervorgegangen ist.

In den letzten fünfzig Jahren hat sich Rostock unter einer tüchtigen Verwaltung abermals zu reicher Blüte emporgehoben. Die Stadt macht heute den liebenswürdigen Eindruck einer freundlichen, sauberen, teilweise in ihrer schönen Architektur noch stark archaisierenden Provinzial-Großstadt, die in rastloser Entwicklung begriffen ist. Sie hat heute über 65000 Einwohner, ist dazu immer noch die bedeutendste Ostseereederei (die Zahl der Rostocker Seeschiffe belief sich im Jahre 1905 auf 30 zu 21200 Reg.-Ton.), die den Handel mit Getreide, Holz, Heringen, Petroleum, Vieh, Zucker usw. besorgt. Auch eine stattliche Industrie hat sich in der ehemaligen Hansestadt mittlerweile wieder entfaltet, wie das Braugewerbe, Brennereien, chemische Fabriken und Maschinenbauanstalten, außerdem eine Rohzuckerfabrik, der jährlich 4—500000 Zentner Rüben zugeführt werden. Über 1000 Arbeiter werden auf der Rostocker Schiffswerft Neptun beschäftigt. Regelmäßige, lebhafte Dampfschiffverbindungen sind nach Ham-

burg, Lübeck, Wismar, Stettin, Kopenhagen usw. eingerichtet worden. Ihren gegenwärtigen Reichtum zieht die Stadt, der auch der Seeort Warnemünde gehört, besonders aus weiten, wundervollen Wäldern und zahlreichen Landgütern, die sich in ihrem Umkreis breiten und die ihr Eigentum sind.

Impressionen
aus
dem heutigen Rostock

Impressionen
aus
dem heutigen Rostock

Impressionen
aus
dem heutigen Straßenleben

Betrachtet man das Gesamtbild der Seestadt Rostock aus der Ferne, von der leichtgewellten Anhöhe der nach dem malerischen Dorf Kessin laufenden Landstraße aus, so wirkt es durch die Linien, die es in einen klaren Azur zeichnet, noch durchaus altertümlich mit den reichen Türmen, die sich bald massig, wie von schweren Träumen befangen, aus dem wirren Häuserblock aufrecken, bald wie spitze Riesennadeln im Sonnenlicht auffunkeln. Mit silbernen Konturen, die von leichten, seidenen Nebeln bestäubt sind, ist es in das intensive, blendende Grün einer im derben Zauber ihrer kräftigen Fruchtbarkeit tief aufatmenden Ebene gemalt. Der heftige Geruch der fetten, strotzenden Erde nimmt jede Gedrücktheit, jede Unfreiheit und Unlust von den friedlosen Sinnen. Wie gelöste Segel vor freien, heranbrausenden Winden blähen sich, in der Entrücktheit tiefer, schweigender Wollüste, ihre Fähigkeiten unter den Eindrücken dieser Landschaft.

Pan ruft mit eherner, rotglühender Zunge die betörenden Stunden der lechzenden Feuer und der Brutalität. Ein heißer Sommertag, der grausam jedes irrende Wölkchen in den Gluten seines schweigenden Firmaments verbrannte,

wirft unerhörte, schimmernde Lichtfluten über die dunkle Stadtfassade, die matt zu leuchten beginnt, wie verzaubert vom Sonnenball, der wie ein singender, goldener Talisman am entzündeten Himmel hängt. Irgendwo in der schwarzblauen, schlummernden Masse lachen ein paar von Sonnenstrahlen besprengte Fensterscheiben gleich sprühenden Silbertafeln auf, und über den reinen Duftgefilden des Nordens schweben schon die trunkenen Ahnungen des Meeres, die Ahnungen der fernen, der taumelnden Horizonte. Man fühlt sich fesselos, fühlt ein Wehen der blaßblauen Schwingen unendlicher Weiten. Man möchte aufweinen in den Flammen der Freude, in der Sehnsucht des heißen Körpers, berauscht von den grellen und den lyrischen Visionen dieser reizvollen Natur.

Man wandert die Landstraße entlang. Im silbriggrauen Dust winkt die Stadt. Der Traum des Dörfchens mit der kleinen Kirche, die so seltsam gespenstisch und verhext über den Leichensteinen ihres Friedhofes starrt, wenn die Abenddämmerung sie weich umschleiert, versinkt melancholisch im sanften Tal unter den grünen, kühlen Fächern der Baumkronen und Büsche. Links windet sich die Warnow — noch ein schmales Flüßchen — wie der schillernde Diamantleib einer Fabelschlange durch die Wiesenflächen, rechts wogen mattgelbe Phantasien von Kornfeldern, aus denen die Klatschrosen bald wie große, staunende Rubine, bald wie hellrote Blutflecken aufleuchten. Von einer Wegkrümmung, die man in Kürze erreicht, strahlt der Stadtpark, ein hübsches Wäldchen, aus. Dort liegt auch, in ein Netz von Efeu- und Weinlaubgewinden verstrickt, ein weißgetünchtes, in sich vermummeltes Häuschen: der Gasthof „Zum weißen Kreuz", dahinter, in den lächelnden Schatten dichten Baumgeästes, von dem das hartnäckige Sonnengold abprallt, ein dämmernder Biergarten.

Durch die Verminderung der Distanz hat dieses Bild von Rostock schon an Wirksamkeit verloren. Wenn man den Mühlendamm erreicht hat, scheiden sich seine einzelnen Teile klar voneinander ab. Die Farben, die sich zu einem Ton konzentriert hatten, trennen sich und sammeln, jede für sich, ihre Kraft. Plastisch tritt ein Gebäude vor das andere. Man geht die Wallstraße hinauf, die von einer einzigen Reihe unauffälliger Villen gebildet wird. Auf der gegenüberliegenden Seite, auf dem ehemaligen Rosengarten, dehnen sich mit Blumenbeeten garnierte Rasenanlagen aus. Zwischen ihnen erhebt sich das in der Mitte der neunziger Jahre neuerbaute Stadttheater, ein moderner, konventioneller Bau in weißer Farbe, auf den die Rostocker sehr stolz sind. Das langgestreckte Theatergebäude findet nach hinten einen bogenförmigen Abschluß, während die Vorderfront auf einer geraden, die Ellipsenform des Grundrisses abschneidenden Linie errichtet worden ist. Die auf die Stadt blickende Fassade, die in Betracht kommt, ist mit einem kleinen Portikus verziert, auf dem ein Balkon ruht. Über ihm schimmert ein großes Bogenfenster. In die erhöhten Wandnischen daneben sind weißgetünchte symbolische Figuren gedrückt, wie über das Fenster zwei Engel mit goldenen Posaunen, die unter dem Stuckwerk eines angedeuteten, mit einem Strahlenring gekrönten Dachfirstes hervorlugen. Auf dem platten Dach selbst thronen zwei Aufbauten, von denen der eine, den vier Obelisken schmücken, sich als Eckenkuppel mit einem zweiten, kleineren Aufsatz gibt. Im ganzen trägt das Gebäude sicher zur Zierde der schmucken Stadt bei.

Am Theater hebt die Steintorvorstadt an, die sich, zum Teil modern in breiten, luftigen Villenstraßen mit anmutigen Gärten vor den Häusern, nach dem Zentralbahnhof zu ausdehnt. Doch bummeln wir zunächst die der Wallstraße gegenüberliegende Seitenflanke des Rosen-

gartens hinauf, eine reizende Promenade mit prachtvollen, fächelnden Alleen. Auf ihren umgitterten Rasenstücken, die verschlungene Wege umrahmen, glühen farbige Blumenteppiche. In der weichen, schwelgerisch fließenden Sommerluft zerstieben die Sprühregen, die Monotonien der singenden Wasser einer Fontäne. Auch zwei patriotische Denkmäler tauchen auf der Promenade auf. Das eine von ihnen, die Statue eines mecklenburgischen Landesherrn, stört den Nimbus dieses Corsos der Spaziergänger bedenklich, und nur seine Kleinheit und Unverbindlichkeit reduziert noch mit einigem Glück die schmerzhafte Banalität seiner Geste, die vor die entzückenden Bosketts und zwischen die zu dunkelgrünen Laubbaldachinen gebauschten Baumkronen geworfen ist.

Am Ausgang, zur Seite der Anlage, erheben sich verschiedene öffentliche Gebäude. Dort steht auch noch, ungebrochen, einer von den alten Recken, die in verflossenen Zeiten den Feinden Rostocks, wenn sie im Waffenglanz heranzogen, ein dröhnendes Halt entgegenschmetterten: das Steintor, das in seiner heutigen Gestalt aus dem 16. Jahrhundert herübergerettet wurde. Auf seinem breiten Unterbau wächst allmählich ein schlanker Turm in die Lüfte. Unter einem feinen Giebel in Renaissancemanier — wir betrachten die Innenwand des Tores — prangt das Rostocker Stadtwappen, das zwei sich aufbäumende Löwen in ihren Pranken halten. Unterhalb des Wappens ist die Inschrift angebracht: „Sit intra te concordia et publica felicitas." Sicherlich: man könnte seine Freude an dem Bau haben, wenn nicht eine unleidliche Rostocker Manie ihn mit einer Schicht schleimiger, widerlicher Ölfarbe überstrichen hätte. Neben dem Steintor wuchert dann eine üppige Gotik empor, funkelnagelneu, aus dem Jahre 1893. Mit hundert verwirrenden Zinnen und Zacken in roter Palastpracht gleißt dort ein Neuling, das Ständehaus,

das mit seinem ausladenden Fassadenschmuck den zarteren Anblick des alten wehmütigen Turmes betäubt und fast erdrückt. Weiter hinauf an der Promenade liegen ein Schulgebäude, die Post, ebenfalls Gotik, und wieder eine Schule.

Jetzt, mein Freund, jetzt kommt eine Partie der alten Stadt, mit dem schönen, kraftvollen Charakter, die in ihrer Sonntagslust auch deiner bösen Einsamkeit gefallen wird, den unruhigen, exzentrischen Stimmungen deiner hochfahrenden und unzufriedenen Seele, der so ganz der Sinn fehlt, intim zu werden. Hier wird es auch dir traulich zumute. Du gehst eine Stunde lang auf den uralten Wällen der einstigen Hansestadt spazieren, die eine verwitterte Mauer, an die Bretterlauben geschmiegt sind, von allem Straßenlärm trennt. Wärmende Ruhe und summende Sommerluft umbaden uns leuchtend wie wohlige, von Feenhänden gewebte Seidenschleier. In das golddurchsponnene Schweigen klingt nur das helle Spiel und das Gelächter froher Kinder und stämmiger Kindermädchen, das im dunklen Strauchwerk wie ein weißer Lichtstreif verhuscht.

Die runden, grünen Wälle, die heute eine friedliche, verschlafene Miene angenommen haben — nur auf einer Anhöhe stehen noch aus Noahs Zeiten ein paar lammfromme schwarze Kanonen auf Holzrädern, die dich mit ihren Schlünden wie zahnlose Menagerielöwen angähnen — sind terrassenförmig übereinander gelagert. Die Laune der Promenaden umwirrt uns mit schmalen und breiten Sandwegen, die sich bald senken, bald wieder ansteigen, wie die liebliche Phantastik eines illusionistischen Irrgartens, und es ist uns in unserer Spannung, als müßte nun bald irgendwo eine ungeheuerliche Sensation dieses Märchens aufschillern. Überall herrliche alte Bäume, dichtes Gebüsch, hängende Gärten, ihr Schattenspiel. Ganz drunten, am Grunde, zieht sich ein moderiger Graben hin, mit

riechenden Sumpfpflanzen im Sonnenglast. In die Naturszenerie schiebt sich am Ende noch ein Idyll. Am Ausgang des Walles, am Fuße eines kreisförmigen Abhanges, ruht verwunschen die „Teufelskuhle", ein gespenstisches Loch, dessen unbewegter, toter Wasserspiegel wie ein großer schwarzer Achat glänzt.

Über der „Teufelskuhle" und über der grünschäumenden Flut ungezählter Baumwipfel der Anlagen erscheint malerisch ein brauner Gigant, das Kröpelinertor, die Spätgotik eines jener Türme, die die Stadt gegen die Unsicherheiten verschollener Jahrhunderte errichtete. Starr und gewaltig strebt sie in die Höhe, reich verziert mit Blenden, glasierten Friesen und Spitzbogen. Vier Giebel schmücken den viereckigen Koloß aus dem 14. Jahrhundert, an dem der Zeiten Ungestüm vergebens zerschellte. Auf der Brust des stummen Kronzeugen der damaligen Macht Rostocks hängt das Stadtwappen, der Vogel Greif, wie ein Amulett. Ein in gotischem Stil gehaltener Vorbau des Tores stammt aus dem Jahre 1847.

Ja, man besucht unser Rostock am besten an einem überhellen Sommertag; denn Rostock ist eine lichtfreudige, eine lebensprühende Stadt. Der Glanz des Meeres ruht auf ihr. Nur eines wird uns sonderbar an Rostock berühren: sein Bild fällt gewissermaßen, was schon angedeutet wurde, in zwei Teile auseinander. Auf der einen Seite hat es in seiner hohen Gotik das zauberische Panorama einer alten Stadt, die glückhaft die Glorie geheiligter Zeichen der Vergangenheit nicht abgeschüttelt hat, auf der anderen spiegelt es, nur schlecht begriffen, die Gegenwart in Aufreihungen von oft nüchternen, oft so häßlichen modernen Bauten, die den klaren Offenbarungen des Künstlersinnes unserer Zeit diametral entgegenstreben. Hier ein schimmernder Blütenregen von Träumen, dort die schreckhaften, kahlen Empfindungen eines fahlen halben

Erwachens. Unsere Nerven können sich nicht in einem Ton wiegen, in einem reinen Ton. Die Umrisse und Farben der Stadt stimmen, aus dieser Perspektive gesehen, nicht recht zusammen. Der Wechsel der Eindrücke ist oft allzu abrupt; mit schrillem Klang, wie eine Glasstange, zerbricht oft die Linie, auf die sich unsere Gefühlssphäre, unser Bewußtsein eben noch klammernd eingeschaltet hatte.

Das Kröpelinertor trennt die Mittelstadt von der Kröpeliner-Vorstadt, die sich drunten, nach dem Wasser zu, in stillen, gefälligen Straßen senkt. Sie umschließt aber auch zugleich das Arbeiterviertel, das sich bis an die Chausseen, die nach dem Ausflugsort Barnstorf führen, in ungemein phantasielosen Straßen ausdehnt. Die ärmliche Gegend macht einen kahlen, trockenen, ja durstigen Eindruck. Auch aus anderen Städten kennt man jene dürftigen, poesielosen Häuserzeilen von grauen und geweißten Mietskasernen, die sich gegenseitig in ermüdender Gleichmäßigkeit durchqueren, zu Genüge. Hier, neben den Impressionen silbernen Alters, wirken sie auf Menschen, die Seele und Stimmungen haben, natürlich doppelt unästhetisch. Man darf daher Rostock in einem solchen Pantheon von Geschmacklosigkeiten, wie es fast jede alte Stadt von dieser Art heute abwirft — die oft hier und da allzu hastig und unorganisch, mit einem Minimum an Schönheitssinn die Ansätze der Neuzeit entwickelt —, beileibe nicht aufsuchen. Mit dem eigentlichen Charakter der Stadt, der nur durch ihre sichtbaren Traditionen erkennbar ist, hat denn dieser neue plebejische Teil Rostocks, der nur den unvermeidlichen, oft aber so feigen Götzen der reinsten, unverhohlensten Praxis und Zweckmäßigkeit, dem Billigkeitsprinzip, dient, auch nicht das mindeste zu tun.

Komm also, Freund, gehen wir, gewappnet mit unserem künstlerischen Vermögen, durch das Kröpelinertor in die innere Stadt, genießen wir dort auf unserem — doch so

planvollem! — Schlendrian die reizvollen Augenblicke schöner architektonischer Einzelheiten. Überall tauchen sie auf, um unseren Blicken zu entwandern und wiederzukehren.

Wir sind auf die pulsende Hauptverkehrsader der Stadt geraten, die Kröpelinerstraße, auf der fast so etwas wie großstädtisches Leben zu wirbeln beginnt. Mit großen modernen Warenhäusern, Bazaren, Läden, angefüllt mit klingelnden elektrischen Straßenbahnwagen und rasselnden Fuhrwerken, läuft sie lärmend vor uns hin. Ein umfänglicher Schnapsladen — untrügliches Kennzeichen einer norddeutschen Hafenstadt! — schwitzt penetranten Aquavitgeruch aus. Vor seiner Tür lungern für gewöhnlich, die ansehnlichen Hände in den Hosentaschen, grotesk-sehnsüchtig, in breiter fatalistischer Pose ein paar Matrosen, unverfälschte Rostocker Maaten, und verglaste Kümmelbrüder herum. Doch schon sind wir wieder den Dimensionen der Vergangenheit nahe. Wir biegen in ein Seitengäßchen ab: vor uns, auf einem von Menschen und Spektakel meist verschonten Platz, der trüb und verwittert hinter dem Asphalt aufblickt, auf dem der Jahrmarkt der Neuzeit im Sommerlicht gellt, erhebt sich die Jakobikirche, zwischen Giebelhäusern mit auffälligen, morschen Steintreppen aus Urväterzeit.

Die Jakobikirche stellt eine dreischiffige gotische Hallenkirche ohne Querschiffe dar, deren Bau im Jahre 1252 begonnen wurde. Die Wucht ihres prunklosen Äußern legt sie ziemlich in die Breite. Nur ihr viereckiger Turm ist mit Ziegeln von schwarzer Glasur, als einzigem Schmuck, bedeckt, während er weiter nach den Wolken zu einen schlanken, zopfigen Helm, der mit Kupfer belegt ist, in die Höhe schießen läßt. Der Oberbau des Turmes wurde im Jahre 1465 errichtet. Der Helm krönte ihn 1588. Hohe, schmale Fenster sind in die Außenwand geschnitten, wo-

bei die Nordseite ihre Wirkung leider durch blinde Fenster in einem monotonen Anblick erstickt. Nur dort gerät an dieser Stelle erst wieder Leben in die Architektonik des Bauwerkes, wo kleine Spitzgiebel eine anmutige Galerie mit Kreuzblumen und Rosetten winden. Interessanter ist das Innere der Kirche, in dem fünf Paare von achteckigen Pfeilern thronen. Der Altar, der von vergoldetem Schnitzwerk funkelt, ist ein Werk neuerer Zeit. Die Kanzel aber, die im Jahre 1502 geschaffen wurde, beschert ein prächtiges Werk damaliger deutscher Kunst aus grauem Sandstein, verziert mit wunderschönen Alabaster-Basreliefs, die Bibelszenen zeigen. Auch die Kanzeltür wird dich fesseln, deren herrliche Intarsienarbeit in Hochrenaissance die Bilder von Christi Kreuzigung und Auferstehung wie im Gebet erstehen läßt.

Verlassen wir das Gotteshaus wieder. Denn es ist doch etwas Seltsames um die innersten Stimmungen dieser mächtigen Kirchen, wenn sie sich wie hier, in Alt-Rostock, in der ungeschwächten Wirkung ihrer ursprünglichen Absicht erhalten haben und alle ihre Einzelheiten bis in ihr innerstes Wesen hinein vor jeglicher Entweihung und Entzauberung der Gegenwart schützten. Auf uns Sensitive gewinnen die schweren, unverdünnten Phantasien ihrer Architektonik gleichsam einen halluzinierenden Effekt, auch wenn kein Priesterornat mehr bei brausenden Orgelakkorden, unter blauen Weihrauchwolken und goldenen Kerzenflammen in ihnen leuchtet. Nur der nüchterne schwarze Talar eines protestantischen Geistlichen huscht vorüber. Wie Moderluft und verwehter Geruch von abgebrannten Wachskerzen legt es sich in der kühlen, riesenhaften Schattenhalle um unsere erschauernden Sinne, wie fader Blutgeschmack auf die Zunge. Zwischen dem kalten, feierlichen Stein wecken Sonnenstrahlen die heiligen Figuren der bunten Glasmalereien auf den gotischen Spitz-

fenstern zu verschleiertem, mystisch glühendem Leben. In solchen fiebernden Augenblicken, die uns in den prächtigen Kirchen Rostocks überfallen, begreift man plötzlich die Geschichte der großen Bekehrungen unserer Zeit, die Bekehrung Huysmans etwa. Sagtest du nicht einmal, du fürchtetest die Peterskirche, du würdest inbrünstig katholisch werden, wenn dich nur einmal die tausendfachen Wunder ihrer Messe zu Rom umklängen? Hier, im Banne dieser um vieles kleineren und — ach! — so schweigsamen Dimensionen habe ich ganz ferne, ganz leise, aber doch auch wieder sehr bestimmte und eindringliche Ahnungen davon, wie sehr nur die Außergewöhnlichkeit eines solchen Ereignisses, die religiöse Sensation, eine derartige Umwälzung in den Untergründen unserer verhängnisvollen Seele zu rechtfertigen vermag.

So unmittelbar aber wirkt diese webende chimärische Magie der religiösen Gotik in der baltischen Stadt besonders in der herrlichen Marienkirche, die wir später aufsuchen wollen.

Vorläufig sind wir wieder draußen in der hellen, freien, starken Luft, dem reinen Odem des nahen Meeres und der rauschenden Silberküsten, der unsere von Beklemmungen erlöste Brust so wundersam in tiefschlürfenden Zügen aufatmen läßt. Sie schenkt uns die seltenen Wallungen eines hohen, brutalen Kraftgefühls. Markiges Plattdeutsch schlägt an unser Ohr. Wir wandern im kompakten Gefühl einer von nichts bedrohten seelischen Sicherheit durch einen Strom urgesunder frischer Menschen auf dem geschäftigen Blücherplatz, auf dem, umringt von einem Kranz von Baumriesen, das eherne Blücherdenkmal ragt, vor der in italienischer Renaissance unauffällig stilisierten Fassade der Universität, die mit Terrakotten und Sgraffitten schön verziert ist, und dem mattgelben Anstrich des am Anfang des 18. Jahrhunderts erbauten großherzog-

lichen Palais. Hinter der Universität, in eine Ecke geschmiegt, schläft, ein Symbol der Ruhe und der Weltflucht, ein idyllischer Klosterhof unter alten Linden, dessen Häuschen blitzblank geweißt sind. Vor unseren Blicken liegt das Zisterzienserkloster vergangener Zeiten, die zarte Gotik einer kleinen Kirche, auf deren südlicher Tür ein Klopfer, ein schöngemeißelter Löwenkopf aus Bronze, blinkt. Das Innere schmücken zwei prächtige Nebenaltäre aus dem 14. und 15. Jahrhundert, verschiedene Holzskulpturen aus dieser Zeit, Reliquienschränkchen und ein hölzernes Tabernakel. Die Kanzel mit den Holzschnitzereien stammt aus dem Jahre 1616. Auch der Stifterin der anmutigen Kirche will ich noch gedenken, der dänischen Königin Margareta, die im Jahre 1270 auf ihrer Rückreise von Rom durch widrige Winde in Warnemünde festgehalten wurde.

Auf dem Hopfenmarkt umfließt uns wieder der gesunde, von Auffälligkeiten nicht durchkreuzte Strudel dieses rotwangigen, blonden seestädtischen Lebens. Wieviel Ehrlichkeit und Treuherzigkeit spiegelt sich doch in diesem hin und her ziehenden Menschenfluß! Farbige Ufer von hübschen, geputzten Kaufläden ziehen sich an seinen Seiten durch die Verjüngung des Hopfenmarktes, die Blutstraße, auf der die steifen Rostocker Bürgerssöhne und zerpaukten Bierstudenten mit den schuldlosen kleinen Bürgersmädchen harmlos lächelnde, doch so verpönte Poussaden anknüpfen, über den Marktplatz hinweg bis zum Steintor hin.

Auf unserem Spaziergang durch die Mittelstadt begegnen wir noch verschiedenen gotischen Giebelhäusern, den alten hohen Bauten mit schmaler Front, die sich einst hanseatischer Patrizierstolz errichtete. Düster und vergrämt stehen die mächtigen Überlebenden jetzt zwischen den profanen Neulingen, die dreist neben ihnen aus der Erde sproßten. Durch ihr zuweilen kostbar profiliertes Portal

schritt ehedem der meerbeherrschende Handelsherr, und Erinnerungen klingen in Fülle auf, wenn wir eines dieser Häuser betreten. Gleich hinter der stattlichen Tür liegt die Diele, die sich nach der Hinterfront, dem Hof zu erweitert. Versonnenes Zwielicht flüstert in dem weiten Raum, gegen dessen Wände sich meist wuchtige, geschnitzte Schränke lehnen. Zaghaft traut sich in das Märchen der Vergangenheit die Neugier verirrter, staubflimmernder Sonnenstrahlen. Auf der einen Seite des Flures liegen die Kontore, auf der anderen die Wohn- und Paradezimmer der Besitzer. Im Hintergrunde, wo in der Regel auch die Küche sich befindet, windet sich eine breite, ausgetretene Treppe mit hohem Geländer zu einer Galerie empor, die sich nach den Schlafgemächern und Gesindezimmern öffnet. In den übrigen Stockwerken des Hauses, die darüber lagern, tun sich die Magazine auf, die „Schüttungen", zu denen eine Winde am Dache die Waren trägt. Solche Häuser, deren Fassaden der reiche Hansabürger einst von auserwählten Bildhauern mit köstlichen Verzierungen des Steins bedecken ließ, sind heute leider manchmal durch einen häßlichen Tünchеüberwurf oder Ölfarbenanstrich um die ästhetische Wirkung ihrer Außenseite betrogen worden. Auf dem Hopfenmarkt richtet sich noch einer dieser Giebelbauten in wundervoll schlanken Proportionen auf. Die baltische Backsteingotik feiert einen kleinen Triumph. Am unteren Teile des Hauses stören uns zwar zwei klaffende Rechtecke von Ladenfenstern, deren Disharmonien die Gegenwart dort ungeniert in die Wand schlug. Aber schon an der ersten Etage, die drei Spitzfenster aneinanderreiht, entschädigt sich unser Auge einigermaßen. Darüber klettert dann in kühnem, edlem Rhythmus wahrhaft verschwenderischer und glanzvoller Gliederung der integrierende Treppengiebel: kathedrales Weiheformat en miniature. Inschriften kräuseln sich auf der

Fassade, die von den Farben der Friesen und bunten Tonplatten klingt. Auch in der großen Wasserstraße treten uns stolz mehrere solcher Goten mit hohen Giebeln, strahlend im Kleid ihrer Blenden und Ziegelglasuren entgegen, die uns von der reifen Rostocker Kunst des Mittelalters überzeugen, wie zur selben Stelle „Hinter dem Rathaus" eine herrliche gotische Architektur, auf die der Süden ein phantastisches Farbenspiel von bunt glasierten Ziegeln, runden und eckigen Kacheln, wie figürlichen Darstellungen gezaubert hat, das zweifelsohne der italienischen Renaissance entnommen worden ist. Später wollen wir uns nach dem Schilde begeben, wo noch zwei interessante Zeugen der Rostocker Baukunst von ehedem stehen. Adolf Wilbrandt, Rostocks ergrauter Dichter, hat in den hitzigen Schilderungen seiner „Osterinsel", einem seiner annehmbarsten Romane, ein anschauliches Bild von diesen beiden Häusern geliefert, in die er die Handlung seiner Dichtung legte: „In der alten Hafenstadt R. steigen noch immer hie und da in den nüchtern gewordenen Gassen schöne gotische Giebel auf; die einen schlichter, die anderen reicher geformt, alle aber schlank und kühn in den Himmel wachsend, durch Pfeiler oder Wandstreifen in schmale Felder geteilt, in denen sich langgezogene Spitzbogen emporrecken und von Zinnen gekrönt werden, oder von Stockwerk zu Stockwerk vielfach geschmückte Doppelöffnungen wiederkehren, bis eine durchbrochene Spitze schließt. Zwei der schönsten Giebel hängen aneinander wie zusammengewachsene Zwillinge, in der Höhe, der Einteilung, in jeder Verzierung gleich, nur daß das eine Haus ein Seitenfeld zu viel hat und aussieht wie ein älterer Bruder, dessen Erbteil größer ausgefallen ist. Sie schließen einen kleinen, ansteigenden Platz; rechts und links von ihm gehen die Straßen fort. Die Naturfarbe der Ziegel, aus denen sie kunstreich aufgemauert sind, ist längst durch einen eintönigen Anstrich bedeckt; aber auch

so wirken sie noch in all ihrer Zierlichkeit. Doch haben sich zu ebener Erde in dem edlen Bau ungeschlachte viereckige Ladenfenster eingeschnitten; ebenso formlose Türen führen dazwischen in die Häuser hinein. Es sind die richtigen Türen und Fenster für die ‚neue Zeit', die mit ihrem Emporkömmlingshochgefühl so breitspurig in die Vergangenheit trat, so überlegen über das ‚düstere Mittelalter' lächelte — jetzt besinnt sie sich — und in ihrem Hausknechtsgeschmack nicht fragte, ob das Ding da schön, sondern ob es ‚praktisch' sei."

In lebendigen Lauten sprechen diese Eindrücke, wenn wir die Entstellungen dieser Bauten durch die Gegenwart nicht in Betracht ziehen, noch von der verschwundenen Gesamtwirkung der alten Polis Norddeutschlands, wie sehr, im Banne ihrer Macht, ein jeder von ihren Bürgern, dessen Fredekoggen, beladen mit einem Reichtum an Waren, über die Meere eilten, sich damals verpflichtet fühlte, eine stolze Ausschmückung seines Hauses zu wahren, um dem Gesamtbild der Stadt einen imposanten, predigenden Charakter zu schweißen. Auch hier kann man Taines Wort anführen: „Une cité alors était une vraie patrie, et non comme aujourd'hui une collection administrative d'hôtels garnis." Der persönliche Charakter der Hansabürger setzte sich in den stolzen Baudenkmälern in adäquatem Stil in unauslöschliche Erscheinung um.

In überaus malerischen und variierenden Formen umringt uns diese Mittelstadt. Die Straßen, die sich auf unserem Gang durch die Kröpelinerstraße nach dem Neuen Markt zu zur Linken von dieser abzweigten, ließen an ihrem Grunde oft die entzückendsten Prospekte von Lichtern und Farben gaukeln. Eine Parallele zur Kröpelinerstraße, die Lange Straße, durchschneidet sie, die Straßen, noch einmal, dann fallen sie, da die Mittelstadt auf einem Hügel steht, in meist krausen Reihen von baufälligen,

gemütlichen Häusern — vornehm gebärden sich nur die Koßfelder- und Große Mönchenstraße — steil und abschüssig nach der Warnow zu ab, wie Rutschbahnen. Aus unserer Entfernung glänzt der Fluß zwischen den dunkleren Farbtönen der lang dahin schweifenden Häuserfronten wie ein Streifen blauer Atlasseide im Julifeuer auf. Mastenspitzen winken herüber und schwarze Dampferschlote. Das jenseitige Ufer webt dahinter, in weiterer Ferne, durch einen smaragdgrünen Saum von Wiesen und Bäumen die Vollendung dieser natürlichen Komposition unter der blinkenden Himmelsschale.

Allein unser Programm holt uns von unseren Abschweifungen nach der Blutstraße zurück. Du biegst nach dem Ziegenmarkt ab. Dort besiehst du dir das Gebäude der alten Münze, in der sich einst die selbstherrlichen Rostocker ihr goldenes, silbernes und kupfernes Geld schlagen ließen. Das 17. Jahrhundert schenkte uns den Bau, der mit einem Sandsteinportal in reicher bräutlicher Renaissance einlädt. Vor uns erhebt sich zugleich die Marienkirche, die im baltischen Lande an Macht nur noch Danzig zu übertrumpfen vermag.

Diese Marienkirche ist der gewaltigste, erhabenste Bau Rostocks, ein Stein gewordenes Gebet, zu dem sich Riesenhände falten. Alles ist hier, wie überhaupt bei der nordostdeutschen und skandinavischen, der baltischen Gotik, auf die Totalwirkung abgesehen. Das Detailornament hat sich zu einem Nichts verflüchtigt. Dröhnende Steinmassen fluten gegen den Zenith an, wie aus Titanenfäusten geschleudert, in Barbarenverzückung. Ihre Formen rauschen orkanische Orgelmelodien in die Himmel, und abermals und immer wieder sinken sie zurück in wuchtigen, hallenden, dann tief beruhigten Rhythmen. In den schwärmenden Myriaden dieser sich umklammernden, robusten Steinmassen, die in goldbrauner Majestät leuchten, hat

U. B. Rostock

deine Bewunderung gleichsam eine Zentrale, einen Ausgangspol ihrer einzelnen ideellen Phasen gefunden. Ein sehr herrliches Bauwerk, auch wenn sich seine Linien manchmal nicht in einem Übermaß an reichen, detaillierten Gliederungen bewegen!

Der frühgotische Unterbau von St. Marien, deren pilasterähnliche Wandstreifen, die Lisenen, an romanische Bauart gemahnen, ist nachweislich schon im Jahre 1280 hergestellt worden, während die oberen Teile, die westlichen Doppeltürme, allem Anschein nach um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet wurden. Seinen vollständigen Abschluß fand der Bau der Rostocker Hauptkirche, einer dreischiffigen Hallenbasilika in Kreuzanlage, aber erst im Jahre 1452, also in der Blütezeit der Hansa, mit dem Gewölbeschluß. Die riesigen Proportionen der Kirche sind aus wundervollem Backsteinmaterial erbaut worden, besonders der mittlere Hauptteil, dessen unglasierte Flächen zahllose Schichten von dunkelgrüner und dunkelgelber Ziegelglasur schimmernd durchbrechen. Das Mittelschiff erhebt sich über die Seitenschiffe zu machtvoller Höhe, ebenso die Querschiffe, die in diesem gewaltigen Aufwärtsstreben mit dem mittleren Bau eine überwältigende Unisonowirkung erzielen. In harmonischen Verhältnissen sprechen auch die Kapellen auf der Nord- und Südseite der Kirche zu uns, die aus den Seitenschiffen wachsen. Nur ein schmächtiger Dachreiter steht — außer dem sich absolut organisch über der Hauptmasse aufrichtenden Hauptturm — vorwitzig auf der Kreuzung der Querschiffe mit dem Langschiff.

In breiten, glanzvoll rollenden Weiheakkorden, wie das Gralsmotiv, umbraust uns die innere Architektonik dieser unvergeßlichen Kirche. In zartem Halblicht leuchtet der Altar, dessen Mystik in Gold und Farben im Chor blüht. In zwei Etagen, angetan mit einem Schmuck

von Gemälden und Bildsäulen, gekrönt mit einer flammenden Sonne, deren erstarrte Glorie einen Wolkenball durchzückt, blickt sein aristokratisches Barock, das ein Prachtwerk des 18. Jahrhunderts ist, auf uns herab. Von der hohen Kunst, die im 16. Jahrhundert in Rostock Erfüllung fand, legt dann die verschwenderische Hochrenaissance-Holzschnitzerei der Kanzel, die allegorische und heilige Figuren schafft, Zeugnis ab. Hinter ihrem geschmackvollen Portal hebt in dieser blendenden Ornamentik auf der Außenseite der Treppenaufgang an, der in der Höhe die eigentliche Kanzel windet. Über ihr wölbt sich völlig kontrastlos, in glücklichem Einklang ein kostbarer, wieder mit biblischen Statuen prunkvoll besäter Baldachin in Barockstil. Gleich darauf fallen unsere Blicke auf den pompösesten Schatz der Marienkirche, auf zwei grandiose Emporen in Barock und Rokoko: den Fürstenchor und die Orgelempore, die zu den prächtigsten Kunsterzeugnissen des 18. Jahrhunderts zu rechnen sind. Sie thronen unmittelbar übereinander. Der Reichtum ihrer entzückenden Formen schwebt im Gewölbe des hohen Mittelschiffes bis zu dessen Decke empor, mit zierlichen Fenstern hinter den Kronleuchtern, dem üppigen Baldachin, den geschmückten Galerien und dem Orgelorchester. Gold und Farben blitzen auf dem weißen Grunde. Nicht wahr? Diese Wirkung hast du dir vorher kaum von der norddeutschen Mittelstadt versprochen!

Gehen wir weiter! Dort, in der Kapelle, steht verlassen ein sehr effektvolles spätgotisches Tryptichon, das am Ausgang des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts irgendein frommer Meister aus schwerem Eichenholz geschnitzt hat. Drei überlebensgroße fahle Heilige sind in der grausamen Phantastik der Ahnen in die Fächer des Mittelstückes gezwängt. In der Mitte steht, auf einen Kreuzstab gestützt, der heilige Rochus, dem ein winziger

Engel die kühlende Hand auf die Pestbeule des rechten, vorgebogenen Schenkels legt. Zu seiner Linken zuckt der heilige Sebastian unter den Martern schwirrender Pfeile, während die linke Plastik als der heilige Antonius hervortritt, ein Kreuz, eine Glocke und einen Rosenkranz in den Händen. Zu seinen Füßen wälzen sich ein Schwein und ein Teufelchen. Sie symbolisieren alle drei die Krankheit, Pestilenz und den schnellen Tod. In den Flügeln neben dem Mittelstück erheben sich auch gleich die vier Schutzpatrone dagegen: links Cosmas und Damianus, rechts Christophorus und der heilige Hugo von Rouen. Über dem Mittelfeld, zwischen vier, um vieles kleineren Heiligen zeichnet sich ein zartes Tabernakel ab, dessen duftiges Schnitzwerk die Jungfrau Maria mit dem Christuskind in Glorienstrahlen umkränzt.

Schließlich erblicken wir noch den romanischen Taufkessel aus Bronze, den vier kniende Mannsfiguren tragen, das Wunderwerk eines Rostocker Künstlers aus dem Jahre 1290, und die astronomische Uhr in Spätrenaissance, ein kompliziertes Prachtwerk aus dem Jahre 1674, das nur noch in Lübeck und Danzig gleichwertige Pendants hat. Auch diese Schöpfungen sind mit interessantem plastischen Figurenzierat bedeckt.

Nach den Eindrücken der Marienkirche empfängt dich farbiges Gewimmel auf dem Neuen Markt, einem schönen, großen quadratischen Platz, auf den das Tagesgestirn seine Lichter zu brennenden Tänzen schickt. Die Fenster der hohen Patrizierhäuser mit geschweiften Giebeln von schlaftrunkener Bejahrtheit blinzeln erbarmungswürdig zu dem flammenden Schwan auf, der im zitternden Äthermeer schwimmt. Vor den Kaufläden sind die weißen Jalousien herabgelassen. Ein fader Geruch von heißem Asphalt und trockenen Früchten braut in der Luft. Auf dem Fahrdamm hat sich eine faule Formation urbequemer Droschken angesammelt, mit den scharmanten Idyllen der schwitzen-

den Rosinanten und der biederen, genährten mecklenburgischen Sanchos auf den Böcken. Sie lauern auf Passagiere und sind enttäuscht — o, ihr verwunderten Phäaken! —, wenn doch noch jemand mit Projekten ihre säuselnde, schattenlose Mittagsruhe erschreckt. Auf der anderen Seite des Marktes hat sich ein schwatzender Verkehr entfaltet. Scharen von Bauernwagen sind aufgefahren, auf denen kernige mecklenburgische Bauern und Bäuerinnen — „Muttings" und „Vattings" — stehen, die Geflügel, Gemüse und Früchte zum Kauf anbieten. Zwischen etlichen Kolonnen plappernder Fischweiber, darunter Warnemünderinnen mit großen Strohhüten, die vor ihren belebten Wasserbottichen auf niedrigen Stühlen, den Hökern, sitzen, drängen sich die Käufer: Hausfrauen in eiligem Putz und dralle Dienstmädchen. Bald nach Mittag stirbt dann dieses Gewimmel ab.

Wir besichtigen auf dem Neuen Markt das Rathaus, den einzigen heutigen Profanbau Rostocks, der noch aus dem Mittelalter gerettet wurde. Seine Errichtung, mit der um das Jahr 1250 begonnen wurde, hat ungefähr ein halbes Jahrhundert für sich beansprucht. Besonders wird uns an diesem Gebäude, ähnlich wie an den Rathäusern in Lübeck und Stralsund, ein außerordentlich schön mit Blenden ausstaffierter Giebel auffallen, dem die gotischen Durchbrechungen ein malerisches Aussehen schenken. Auf dem Giebel ragen sieben spitze Türmchen, deren Umrisse sich anmutig am Firmament abzeichnen. Darunter springt der Vorbau im Renaissancestil hervor, der aus dem Jahre 1585 stammt und leider mit dem kühnen Aufbau disharmoniert. Mit Recht beklagt Erwin Volkmann in seinen Skizzen diese Verminderung der Gesamtwirkung des Gebäudes — „die zu verbessern ein Umbau in kläglichstem Barock vom Jahre 1728 mit hölzernen Säulen und Gesimsen nicht gerade geeignet war".

Der untere Teil der Fassade wird von sieben Rundportalen durchbrochen, die in eine Halle führen, in der ehedem hanseatisches Gericht abgehalten wurde. Noch heute ist die Hinterwand der Laube auf der linken Seite, nach den Fleischerbuden des Scharrens zu, mit einem rohen Bild überzogen, das die Justitia darstellt. Drei reichgemeißelte Spitzbogenportale öffnen sich dann in das eigentliche Haus, dessen Inneres nicht gerade mit Raritäten aufwartet. Im Erdgeschoß liegt sogar eine vermaledeite Modernisierung des Ratsweinkellers, den frühere trunkfeste Zeiten, die in diesem Raum Bierbecher schwangen, „Broihahnkeller" tauften.

Wir befinden uns wieder auf dem Marktplatz, dessen aufblühende Schönheit du aber erst an einem königlichen Abend entdeckst. Du, lüsterner Amateur, und ihr alle, ihr Liebhaber reizvoller alter Städte, könnt hier einen der einsamen, raffinierten Kulte eurer Seele etablieren, in den Weihrauchwölkchen egyptischer Zigaretten, asketisch vor einem erleuchteten Hotel, auf einer gewöhnlichen gelben Bank, die vor einem Gartentisch auf dem Trottoir steht. Wie weiche Alabasterarme seidener und blonder Frauen legt sich der ermattende Hauch eines reinen, lustvollen, bläulichschimmernden Sommerabends um eure blasse Stirn. O, wie ungefährdet bleiben diese beneideten linden Augenblicke irisierender Stimmungen. Denn am Himmel über dem Wasser erlöschen langsam die fliehenden Symphonien der versunkenen Sonne in den scheu glühenden Tinten eines Goldopals. Traumhaft schwebt der Mond am Firmament, das ihn wie eine silberne Ampel aushängt. Und die fabelnde Nacht umschleiert halb erhellt die schwarz werdenden Fassaden der Giebelhäuser, die bewußt und deutlich ihre Gestalt in allen Überraschungen des wechselnden Lichts behaupten. Die Tabernakel der sieben Rathaustürmchen erzählen tonlos im erbleichenden Mondlicht eine

stolze, unkontrollierbare Historie aus den Machträuschen der Hansa. In tausend Schatten und Blendungen strahlt der Platz auf, in dessen vage verschwimmendem Raum die Flammen eines eisernen Kandelabers und der Laternen wie weiße Glühwürmer südlicher Nächte gleißen. Illusionen grünlich-weißer, sanfter Minuten! Schritte hallen merkwürdig klar auf dem Pflaster. Ein ehrwürdiger Bürger geht vorüber, in den Bierdunst einer Kneipe, die da drüben gröhlt, ein paar junge Mädchen noch, scheu lächelnd und nicht ganz abgeneigt, die von der späten Promenade kommen, die sich verfinstert hat. Ihre leichten, hellen Sommerkleider flackern in einer jähen künstlichen Lichtfläche wie pointillistische Farbflecken auf. Man hat eine Stimmung von sich selbst. Und der Raum beginnt wieder geisterhaft von den Vergangenheiten der Meeresstadt zu raunen, die einst von den tausend Abenteuern der beflaggten Orlogschiffe und der rauhen Kämpfer durchrauscht waren.

Nur ungern nimmt man Abschied von den kostbaren Stunden des Marktplatzes zu einem träumerischen Spaziergang durch die Altstadt, die durch die Straße „An der Grube" von der Neustadt abgetrennt wird. Melancholisch empfangen uns die warmen, dunklen Gassen, die sich hügelig durcheinander winden. Ihre winkligen, morschen Häuser, deren Reihen müde von den Erinnerungen der Großväterzeit zehren, dämmern vertraut vor sich hin, wie alte Schlafrockphilosophen in ihren Ofenstühlen. Es sind die Stunden des Mondes und der Todesstille, der rabenschwarzen Schatten. Nur hin und wieder brennt hinter zerfallenden Fenstern, mit denen uns die düsteren, verhutzelten Gesellen wie verhext angucken, der freundliche Altgoldschein einer sinnenden Lampe. Nicht ein einziges erfrischendes Lüftchen der Neuzeit weht im Augenblick in die Grabesruhe dieser Romantik, durch die die Nacht auf gespenstischen Sohlen schleicht. Ein magisches Notturno, ein Kapitel

aus E. T. A. Hoffmann. Und noch mehr der lyrischen Momente einer solchen altertümlichen Partie: so etwas wie eine Meistersinger-Stimmung, zweiter Akt, in dieser Sommernacht, so etwas wie verliebter Mandolinenklang an irgendeiner verwitterten Straßenecke. Hört ihr ihn? Es ist einem, als müßte nun auch gleich der verbannte Nachtwächter kommen, mit dem Horn, dem großen Spieß und der Laterne: „Hört ihr Leut' und laßt euch sagen ...“ So heimlich und mittelalterlich ist diese architektonische Szenerie noch, die durchaus nicht imaginär ist: ihre unzeitgemäßen Phantasien sind ja viel zu eindringlich.

Das charakteristische Gepräge der Altstadt wird durch zwei schöne Kirchen zusammengehalten, die Nikolai- und die Petrikirche, die wir uns am folgenden Tage ansehen. Die Nikolaikirche strebt über einem Komplex gotischer Häuser, deren Erbauung man bis in das 16. Jahrhundert hinauf verfolgen kann, in die Höhe. Malerisch, zum Teil von Bäumen bedeckt, fällt diese Gruppe nach dem wasserreichen Mühlendamm zu ab. Einst wurde die Nikolaikirche dem heiligen Nikolaus geweiht, dem Schutzpatron der Schiffer und der Fischer. Schon ein Dokument aus dem Jahre 1260 erwähnt sie. Doch wurde ihr gotischer Hallenbau mit Spuren romanischen Stils, was seinen Hauptteil angeht, wahrscheinlich erst in den Jahren von 1290 bis 1312 errichtet, während der viereckige Westturm, den eine verhältnismäßig niedrige, neuere Spitze abschließt, aus dem Jahre 1500 stammt. Die prachtvollen Gliederungen des Turmportals schenken feinfühligen Blicken ein genußreiches Bild, während dagegen die Proportionen des Chores auseinanderfallen. Auch das Innere der Nikolaikirche, die mancherlei Restaurationen erdulden mußte, birgt einige beachtenswerte Schätze. Da ist vor allen Dingen der gotische Altar aus dem 14. Jahrhundert, dessen köstliches Schnitzwerk seinerzeit Schadow für einzig in seiner

Art erklärt hat, „welches mit keinem Gelde zu bezahlen sei", dann das Tauffaß, das ebenfalls ein Werk des 14. Jahrhunderts ist, mit eisernem Renaissancegitter, ein uraltes Kruzifix, interessante Epitaphien und reiches Chorgestühl.

Wir begeben uns zum Schlusse nach dem Alten Markt, um den sich seit dem Jahre 1189 das übrige Rostock gruppiert hat. Auf unserem Spaziergang durch die Altstadt können wir in seinem Umkreis an diesem glänzend konservierten Beispiel mittelalterlichen Städtebaues beobachten, wie ungemein zweckmäßig — unter sorgsamster Berücksichtigung der Geländeverhältnisse — und überaus auf den ästhetischen Moment bedacht die alten Baumeister den Plan und das Bild einer solchen reichhaltigen Stadt bei ihrer Erbauung entworfen haben. Dieses einzigartige Bild der Rostocker Altstadt entspricht durchaus der Idee des Paulus Jenisius aus dem Jahre 1592, die, wie Ehmig ausgeführt hat, einem modernen Städtbaukünstler alle Ehre machen würde: „Es dient auch solche Ungeradheit der Gassen den Städten an sich zur Zierde, indem es dadurch den Anschein erhält, als wäre alles voller Häuser und Gebäude."

Der Alte Markt, auf dem wir angelangt sind, ist ein sehr weiter, hübscher Platz, aus dessen archaisierendem Gemälde längst aller Trubel und Verkehr früherer Zeiten geflohen ist — hinüber in die bewegte Neustadt. Im nordöstlichen Teil des Marktes steht die Petrikirche, deren Dimensionen absolut auf eine prachtvoll schlanke Höhenwirkung hin angelegt sind. Hinter ihrer Rückseite fällt in steiler Linie die Petrischanze, eine übriggebliebene Partie der ehemaligen Stadtmauer, ab, die auf einer grünen Anhöhe steht. Zu ihren Füßen glänzt die Flußniederung zwischen farbfrohen Wiesen, deren endlose Flächen von den Horizontnebeln verschlungen werden.

Die Petrikirche bildet eine dreischiffige gotische Basilikenform. Sie ist sicherlich eine der ältesten Kirchen Mecklenburgs, worauf ihr ganzes Äußeres schließen läßt. Es heißt, daß sie sogar schon im Jahre 1166 vorhanden gewesen sei, doch geht aus ihrer Baugeschichte hervor, daß sie in ihrer heutigen Gestalt ein Denkmal aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts ist. Auf ihrem Kolossalturm steht ein mächtiger Helm, dessen Spitze den Schiffern, die weit draußen auf dem hohen Meere schwimmen, ein Zeichen gibt. Zu ihren wenigen Sehenswürdigkeiten zählen im Innern ein bronzener Taufkessel aus dem Jahre 1512, eine aus Stein gehauene edle Kanzel, die der in der Jakobikirche ähnelt. Sie ist eine Schöpfung des niederländischen Künstlers Rudolf Stockman aus Antwerpen und liefert einen Beweis dafür, daß die damaligen Rostocker zu derlei Arbeiten mit Vorliebe holländische Meister beriefen. Erwähnt sei hier auch noch eines der alten Rostocker Strandtore — das einzige neben dem Mönchentor — das am Fuße des Hügels, auf dem die Petrikirche steht, errichtet worden ist, das Petritor, ein stumpfer, ungeschlachter niederdeutscher Bau, der breitspurig dem Fußgänger Durchlaß gewährt.

Vorläufig nehmen wir von diesen Betrachtungen Rostocks Abschied, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Bürger der Stadt mit echtem Kunstsinn die restlichen Schönheiten ihrer Vergangenheiten behüten und uns Spätlingen erhalten möchten, was jeder gute Künstler verlangen kann — soweit nicht die baulichen Interessen unserer Zeit lautere und berechtigte Worte sprechen.

Am Hafen

Ein Aquarell

Im Harten
Ein Kapitel

Zu einer Summe differenzierter, in lichtvoller Fülle ausströmender Eindrücke lädt dich das Panorama des kleinen Rostocker Hafens ein. Es gibt nichts Angenehmeres, als in dem wirklich aristokratischen Zustand des völligen Nichtstuns auf den im Sonnenbrand flimmernden Quais des Hafenbassins umherzubummeln und dem Gegensatz der Arbeitsenergien zuzuschauen, die sich dort hundertfach und lärmend entladen. Leuchtende Farbenfieber sprühen in einem Gewirr zahlloser Linien. Gelbe Bretterlager sind dort am Strande aufgetürmt. Schiffe aus England, Holland, Norwegen, Schweden und Dänemark haben in malerischem Durcheinander am Warnowufer ihre Anker herabgelassen, schwarze und rote Dampfer mit weißen, von Messing- und Kupferaufschlägen blitzenden Kajütenaufsätzen, eine Anzahl Segelschiffe von der dreimastigen Bark an bis herab zur kleinen holländischen Galjaß, der Kuff, die oft nichts anderes an Bord hat, als eine duftende Käseladung. Ihre Takelagen baumeln luftig über dem singenden Takt der Arbeit. Alle Lungen baden sich wohlig in einer wundervollen, von Wasser- und Teergeruch geschwängerten Luft.

Ahoi! Braune Matrosen in blauen Leinwandhosen und schmutzigen Flanellhemden laufen auf den Schiffsverdecken umher und spannen die nervigen, schweißglänzenden Muskeln in harter Mühe. Der dort hat sich eine Shagpfeife angezündet, jener drückt sich schwarzen Kautabak hinter die gelben Zähne. Sie grinsen dich an. Zwischen einer Schar Rostocker Jungen sitzt auf den mit dicken Pfählen bewachsenen Böschungen der vollendete Stumpfsinn einiger zum Ohrfeigen langweiliger Angler, die ihr Fangwerkzeug unausgesetzt nach „Wietiks", fingergroßen Fischen, ausgeworfen haben. Ein Krahn kreischt auf wie ein verwundeter Riesenvogel, und wieder fangen die hellen Rhythmen der Arbeit, der ein- und ausladenden Schiffe, um sie herum an zu dröhnen. Zwei, drei Dampfsirenen stoßen betäubend schrille, spitze Schreie aus. Weiße und schwarze Dampfwolken wirbeln empor und streichen wie tanzende, verschwindende Mädchenschleier über den grünlichen Wasserspiegel hin. Gelbe Sonnensegel blähen sich im leichten Wind.

Eine lange Zeile von freundlichen Häusern erhebt sich hier am Strande, vor dessen Schuppen und Kohlenbergen ein schwerfälliger Eisenbahnzug an zu keuchen fängt. Hohe Speicher sind dahinter am Hafen aufgereiht worden, dann die Kontore der Kaufleute, ein Zollamt, hübsche Schifferkneipen. Ferner haben hier die Heuerbaasen, die „Seelenverköper", wie der Matrose schimpft, bunte Läden für die Seeleute aufgemacht, hinter deren Schaufenstern, die in der Regel mit einem geschickt geschnitzten Schiffsmodell verziert sind, man blaue Anzüge, Ölröcke, Kompasse, Rettungsringe, Taue, Tabake, kurze Holzpfeifen usw., oft ein wahres bric-à-brac, erblickt.

Wir gehen hinein in den prächtig glänzenden Sommertag voll unendlicher blauer Klarheit und der Melodien der blitzenden Wasser, wandern hinauf bis an die Schnick-

mannsbrücke, an der die plumpen, mit einer Etage gekrönten Fährschiffe festgebunden sind. Ihre Signalglocken gellen zur Abfahrt. Eine Schar sommerlich gekleideter Menschen eilt auf die Brücke. Dort stehen auch noch so ein paar echte, alte Rostocker Seeleute in Hemdsärmeln, mit runden, grauen Kinnbärten unter den gebräunten Gesichtern, wasserblauen Augen und goldenen Ringen in den Ohren. Sie befördern heute auf ihren Booten, den großen Jollen, Passagiere zum anderen Ufer hinüber. „Will'n Se mit röwerfohrn, jung'n Harr?"

Zwischen einem Schwarm von Segel- und Ruderbooten liegt hier, an einer Nebenbrücke, auch ein schmuckes kleines Motorboot, das auf dem plätschernden, in der Nähe undefinierbar grauen Wasser schaukelt. Steigen wir hinein. Es trägt uns ebenfalls nach der Fähre, nach Gehlsdorf hinüber, zu den grünen Wiesenteppichen und reizenden Baumbeständen, mit denen sich das jenseitige Ufer schmückt. Die Taue werden gelöst. Ratternd setzt sich das Boot in Bewegung. Mit scharfem Vordersteven schneidet der weißlackierte Schwanenleib des surrenden Schiffchens tief hinein in den blauen Saphirglanz des Wasserspiegels, wie der knirschende Diamant des Glasers in eine Fensterscheibe. Wie flitternder Silberbrokat rascheln die strahlenden Wellen am Hinterbug auf, die die kreisende Schraube emporschlägt.

Nach einem eleganten Bogenlauf setzt uns das Schiff bei der Fähre ab. Unter dunkelgrünen Bäumen liegt das rote Wirtshaus vergraben. Eine Holzveranda trennt seinen Kaffeegarten von der staubigen Landstraße, die sich nach Gehlsdorf, einem der prachtvollsten Ausflugsorte Rostocks mit Villen und schattigen Restaurants am Ufer, hinauf zieht.

O, du wundervolle, alte Stadt! Von diesem traumhaften Punkt aus schenkt sie uns ein märchentrunkenes

Bild ihrer prangenden Schönheit unter festlichen, spiegelnden Himmeln, die von Abertausenden von goldenen Elfenspeeren leuchten und wie von fernen Stimmen durchglüht sind. Die Augen können sich nicht satt sehen an diesem kryställisierenden Gemälde. Graue und weiße Häuser mit roten Ziegeldächern klettern wie Terrassen übereinander, und über ihnen triumphieren wieder die feierlichen Gestalten der Kirchen, hoch und hehr. Eine von ihnen läßt gerade die schallenden Erzklänge ihrer Glocke über den Wassern singen. Der Hansatraum brennt in Goldflammen. Wie braune Zyklopen vor des Herren Wink stehen sie da, die riesigen Kirchenhüllen aus warmem, leuchtendem Gestein, aus dem die Sonne ganze Feuerbündel von Strahlen zieht. Ein schimmerndes Amphitheater, das bald wie der entrückte Widerschein einer Fata morgana im lustvollen Äther schwebt. Die grüne Fischerbastion grüßt herüber, unter deren Ulmen immer noch ein paar altersmüde Kanonen den toten Mund erheben. In ihrer ganzen Länge dehnt sich die Seestadt so am jenseitigen Warnowufer aus, von der Altstadt an bis hinauf zu den jüngsten Ausläufern der Kröpelinertor-Vorstadt.

Nichts ist wunderbarer als das Gefühl, sich nach gefährlichen Reizen, nach der Flucht aus dem dumpfen Brausen einer Großstadt so milden und so reinen Genüssen, die aber immer voller Farben sind, zu überlassen. Auf dem Wasser gondeln Vergnügungsdampfer nach Warnemünde hinunter. Ein leichter Wind flattert durch das Schilfrohr, zwischen dem Seerosen die blauen Wellen mit weißen Küssen streifen. Möwen schwingen sich in die Luft, und wenn das Sonnenfeuer ihr abenteuerndes Gefieder umblitzt, flackern die Schneefarben ihrer leichten Körper auf wie weißlodernde, in die Luft gespieene Flammen. Geschmeidige Segeljachten tanzen mit schimmernden Segeln in der Sonnenbeleuchtung über silbrige Wasser-

scheiben. Und dann pochen plötzlich die tausend Hämmer da drüben auf der Neptunwerft, und die lärmenden Echos zerfliegen in den stiebenden Horizonten. Sie verhallen wie ferne, regelmäßige Gewehrsalven.

Wir warten den Frieden des Abends ab, dessen milde Wunder uns der Norden schenkt. Mit schattenhaften Schleiern umwebt er die milchige Bläue des Firmaments über der Waterkant. Unendliche Klarheit, unendliche klingende Spiegel! Unsere Seele schwebt in erbleichenden Wonnen, da die kosmische Stunde in den Räuschen ihrer eigenen, najadenhaften Schönheit erschauert. Unsere Blicke trinken sich in Meeresrichtung an den sublimen Farbendramen des Horizontes über den weiten Landflächen fest, der von Gold und Purpur blutet. Mit rosenroter Aureole versinkt der Sonnenball hinter lilafarbenen Wolkenstreifen. Am Himmel fliehen die erblassenden Chöre ferner Abendröten. Schimmernde Harfen und schilfbekränzte Sirenen schmücken den sterbenden Abend mit Sphärenhymnen. Der Meeresduft hält alles umfangen, und bald hängt unter den zarten, weinfarbenen Wolken mit den wundgeküßten Rändern nur noch ein violetter Amethystglanz, bald nur noch ein gelblich-bleicher Hostienschein am zaubernden Firmament. Die Landschaft aber ist zärtlich geblieben und unseren Wünschen hold, und man möchte von den dunkel blühenden Ufern auf blumengeschmückten Gondeln, mit Lampions und singenden Mädchen in den mattsilbernen Abend gleiten.

Mit leuchtenden Portalen winkt der türkisgrüne Himmelstempel dieser Sommernachtsfeerie, in dem die sanfte Nacht ihre goldenen Kerzen anzündet, die zarten Lichter ferner Welten. Der kleine Ostseehafen ist unter den flimmernden Sternen in stummes Brüten gesunken, in schleiernes Dämmern. Über die grauen Wasser plärrt leise die Zieharmonika eines Matrosen herüber: „O, Santa Lu-

cia . . ." Dann noch ein Glockensignal der Fähre. Eine schwarze Barke steuert im Port vorüber. Und weithin tönt noch einmal das flehende Tuten eines einsamen Dampfers, der grüne und rote Laternen in seinen Schatten gehängt hat.

Dort in der Mitte des Hafens erklingt noch eine seltsame Musik der Silhouetten, dort, wo die alten, morschen Schiffe verankert liegen, die kaum je wieder den Ozean mit frohen Segeln umarmen werden. Sie strecken ihre Masten, die einst zu fernen, glühenden Ufern schaukelten, wie schwarze, tote Arme in den späten Abendhimmel. Vergebens! Nun sind sie halbe Wracks und wirken im dunkelnden Licht nur noch als lyrische Hafendekoration.

Die Stadt aber zündet dahinter ihre Hunderte von Lichtern an und blickt mit ihnen wie ein schwarzblaues, drohendes Ungeheuer mit glänzenden Augen, das sich schläfrig hingelagert hat, vom anderen Ufer herüber. Dunkel lacht die Sommernacht auf. Zuletzt tastet noch der elektrische Scheinwerfer eines Warnemünder Tourendampfers, der mit schnöder Blechmusik und müden Ausflüglern vorbeifährt, mit seinem flirrenden Lichtkegel den einsamen Landsaum ab. Und wir folgen seiner unbewußten Einladung am anderen Morgen und fahren nach Warnemünde, jenem unübertriebenen Luxusbad mit komfortablen Hotels, holländischen Veranden vor den kleinen Seehäusern am alten Strom, mit den eleganten Großstadtdamen, die ihren lichten Teint verbrennen, künstlichen italienischen Nächten, den Strandkörben und guten Konzerten. Ein weißer Leuchtturm steht im Silbersand der Küste, und da droben auf der Mole funkelt ein roter. Vor unseren Augen lachen die grünen Ostseewellen. Und wir spazieren im Wirrwarr des anmutigen, promenierenden Bades mit dem ewigen, selbstverständlichen Wunsch, den der Dichter der „Sagenhaften Sinnspiele" sehnsuchtsvoll in dieser glücklichen Ver-

fassung äußerte: „Ach, warum ist nicht alles operettenhaft! ... Warum spielt sich nicht alles im Takte des englischen Walzers Myosotis ab — jenes schicklich-wehmutsvollen Walzers, der so unwiederbringlich letzte, letzte schöne Tage bedeutete!“

Rostocker Kultur

Rostocker Kultur

Moskauer Kultur

Die Roſtocker ſind prächtigſter niederdeutſcher Schlag, ein typiſches Volkstum. In ihrem ganzen freundlichen, gemütlichen — freilich auch etwas ſchwerfällig-plattdeutſchen — Weſen, das dem Fremden immer angenehm auffällt, unterſcheiden ſie ſich von der ebenfalls ſympathiſchen Art der übrigen Mecklenburger inſofern, als ſie, die angeſtaunten „Großſtädter" des braven Landes, einen weſentlich freieren und beweglicheren Geiſteshorizont aufzuweiſen haben. Wie alle Norddeutſchen zeichnen ſie ſich in der Regel nicht gerade durch ein Übermaß an Phantaſie und Temperament aus. Die Haupteigenſchaften ihres „Fiſchblutes", ihres behaglichen, kontemplativen Naturells ſind vielmehr der breite Humor des Niederdeutſchen (der bekanntlich vom vielen Alkoholtrinken kommt, humor, humeur = die Feuchtigkeit, Fritz Reuter, vgl. auch die ſchmunzelnde Korpulenz der Leute mit roten Naſen, wäſſerigen Augen und feuchten Händen) und die damit verbundene integrierende Doſis von Sentimentalität, die aber in ihrem kernigen Weſen niemals unangenehm wirkt. Der Kulturpſychologe braucht, um dieſes zu konſtatieren, des

Beispiels halber nur einmal eine von den echten, alten Rostocker Kneipen aufzusuchen, um dort zu beobachten, was die biergeröteten, wackeren Rostocker Bürger mitunter an — oft geradezu köstlichem — schallendem Humor und in der Vertilgung von Getränken zu leisten vermögen. Hier lernt man die richtigen Rostocker kennen! Man muß ihnen auch nachrühmen, daß sie ein überaus tätiges und rüstiges Geschlecht sind, das mit einer unerschütterlich ruhigen, klar auf ihr Ziel losgehenden Energie begabt ist. Das ganze Neu-Rostock legt in seinem emsigen, ununterbrochenen Ausbau ein lebhaftes Zeugnis davon ab. Es ist fortgesetzt in einer höchst respektablen Entwicklung begriffen, zu der sich der erwähnenswerte Lokalpatriotismus der wohlhabenden Bürger rührt, den die selbstherrlichen Hansazeiten auf die folgenden Geschlechter weitervererbt haben.

Anderseits muß man dagegen wieder von dem schlichten, charaktervollen Waterkant-Menschenschlag sagen, daß er — mehr noch wie jeder andere deutsche Provinzler — allem Fremden, Differenzierten und Fragwürdigen äußerst ablehnend, mitunter sogar feindselig gegenübersteht, weil er selbst sehr wenig verfeinerte individuelle Erscheinungen hervorbringt. Alles, was er, der mit der Moderne erst wenig Fühlung genommen hat, nicht begreifen kann, flößt ihm meistens direkten Widerwillen ein. Zum größten Teil fühlen sich unsere Rostocker nur in ihrer engsten, in jeder Bevölkerungsschicht sorgsam nivellierten Gemeinschaft aufrichtig wohl, wie der einzelne von ihnen dann in entgegengesetzten Lebenssphären sehr wenig Anpassungsfähigkeit bekundet.

Die Rostocker Frauen machen daher auch im Durchschnitt in ihrer ganzen biederen Haltung und Kleidung durchaus den unantastbaren Eindruck der tüchtigen deutschen Hausfrau. Fern von allem erotisch-leichten, gefälligen Air geben die norddeutschen Damen in der Regel das absolute

Exempel der unwiderruflichen Zweckmäßigkeit und Nüchternheit ihrer Weiblichkeit, nicht etwa das der planmäßigen Aufreizung und Eleganz, auf die es doch schließlich ankommt. Hierin — was ja eigentlich selbstverständlich ist — ist die blonde oder brünette deutsche Frau von der Küste mit allen ihren sonstigen schätzbaren Eigenschaften das hervorstechendste Prototyp der deutschen Provinzlerin überhaupt. Der Reisende Thomas Glahn z. B. hat in Rostock in dieser Beziehung sehr gute Beobachtungen gemacht, indem er schreibt: „Da wandern nicht etwa schöne und stolze Patriziertöchter mit dem blausammetnen Gebetbuch in die Messe, sondern ehrbare und mehr derbe als holdselige Bürgerfräulein in ihr Geschäft. Keine Spur von Romantik. Wenn man aus einer modernen Großstadt kommt, fällt einem an all den Menschen das Nüchterne auf. Diese Mädchen haben Backen, die knallrot sind vor Gesundheit, haben Kleider, die gewiß äußerst praktisch, aber so wenig schick wie nur möglich sind. Man denkt unwillkürlich, wie prächtige Hausfrauen und Mütter sie einst werden dürften, wie herrlich sie kochen, was sie dem Kaiser für kernige Soldaten schenken werden. Sie haben, wie die Norddeutschen meistens, wenig Sinn für Liebe, Leidenschaft, Überschwenglichkeit, aber sehr viel für Treue. Vergleicht man sie z. B. mit den Berlinerinnen, so ist ihr geistiger Horizont im Durchschnitt beschränkter, aber sie haben vielleicht mehr sittlichen Ernst, der sich bis zur Prüderie steigert. Ihr Verstand beherrscht stets ihr Gefühl; er muß auch erst ihrer Liebe seine Genehmigung erteilen." Das stimmt alles bis aufs Härchen: Impulsivität, die unkontrollierte Initiative des Gefühls, der spontanen Hingabe liegt der Temperamentsstabilität der Rostockerin fern. Bei ihr siegt sogar die Ehrlichkeit über die Eitelkeit, indem sie es im Durchschnitt verschmäht, die Illusion der Weiblichkeit durch künstliche Mittel, durch Toiletten, Schminke,

Taille, Löckchen u. dgl., zu verstärken. Mit alledem hat ihre urwüchsige, frische Natur sehr wenig zu tun.

In demselben Zusammenhang trifft besonders auch die Behauptung von den Rostockern zu, daß ihr Sinn im allgemeinen sehr auf das Materielle gerichtet ist, und zwar auf das Grobmaterielle. Von ihrer vierschrötigen seelischen Struktur zeugt ihr angeblicher Wahlspruch, der auch gleichzeitig die anderen Mecklenburger kennzeichnet und eines ihrer Hauptideale verkündet: „Frät'n, sup'n, slap'n!" In dieser symptomatischen Devise blickt uns eigentlich der ganze Niederdeutsche in seiner Komik an. Man mag daher von der steifen, verschlossenen nordischen Art so viel reden wie man will: auch im Wesen der Rostocker spiegelt sich auf der anderen Linie immer wieder jene unverwüstliche Heiterkeit und massive Lebenslust ihres Stammes, von der auch jene drei naiv-primitiven Wünsche zeugen.

Wie unmittelbar und ausschlaggebend diese robuste Lebenslust im Charakter der Niederdeutschen von jeher war, das haben auch schon frühere Jahrhunderte hinlänglich bewiesen. Merry Old England kann sich nicht besser vergnügt haben als wie die reichen mittelalterlichen Hansestädte bei ihren phantasievollen Festivitäten. Auch bei unseren Rostockern ging es da immer hoch her. Der mittelalterliche „Freß- und Saufluxus" beherrschte gänzlich die Gastereien der Vorfahren, bei denen niemals, auch in den schwersten Zeiten der Stadt nicht, gekargt wurde. Selbst die kleinen Familienfeste verliefen damals nicht selten überaus unmäßig und tumultuös. Bei solchen Feiergelegenheiten kam es z. B. vor, daß die Tänze, zu denen Fiedler, Pfeifer und Trommler aufspielten, mitunter etwas sehr erotische Formen annahmen. Um dieses ein für allemal abzustellen, mußte die Rostocker Polizei im Jahre 1567 hinsichtlich der Tänze sogar zu einer besonderen Ordnung greifen, die dem fröhlichen, sinnlichen Rostocker Treiben fol-

gende Beschränkung auferlegte: „ein Radt will ock dat unordentlyke uphevent und ummeschwengent mit Frowen unde Jungfrowen gentzlyken vorbaden hebben." Puritaner sind die Rostocker trotzdem jedoch bis auf den heutigen Tag nicht geworden.

Die Rostocker Kulturgeschichte wartet im allgemeinen leider nur mit sehr spärlichen, unvollständigen Berichten auf, die uns dann von den großen öffentlichen Volkslustbarkeiten erzählen, die Wismar schon im 14. Jahrhundert und Rostock seit dem Jahre 1466 belebten. Die Städte amüsierten sich von da ab alljährlich einmal um Pfingsten herum beim Vogelschießen, dem Papagoienschießen. Dieses Fest ging später wieder ein, lebte aber zu Rostock im Pfingstmarkt von neuem auf, einer großen jährlichen Messe, die schon im ersten Kapitel dieses Buches erwähnt worden ist. Selbst aus den entferntesten Ländern her kamen damals die Kaufleute zu dieser berühmten Messe Norddeutschlands gewandert, bei der früher, am Trinitatis-Termin, hauptsächlich die Geldgeschäfte erledigt und daneben allerlei Feste veranstaltet wurden. Das geht besonders aus einem Briefe des reisenden dänischen Kammerherrn Friedrich von Buchwald aus dem Jahre 1782 hervor, der mitteilt: „Die meisten Edelleute und Gutsbesitzer des Landes finden sich hier jetzt ein, um ihre Geldumsätze zu machen, ihre Frauen zu vergnügen, ihre Töchter zu zeigen und sich ihre Bedürfnisse und Schwiegersöhne einzukaufen."

Die Institution des Pfingstmarktes ist bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, als echtes Volksfest der fidelen Rostocker. Eine bunte Budenstadt ist dann am Strande aufgeschlagen, die sich einerseits nach dem Alten Markt, anderseits durch die Große Mönchenstraße bis zum Neuen Markt hinaufzieht. Am zweiten Pfingsttag punkt vier Uhr nachmittags fangen die Reihen der weißen Leinwandbuden an zu lärmen, durch die der fröhliche Strom des Publi-

kums fließt. Die Kaufbuden preisen vierzehn Tage lang ihre Waren an. Kuchen- und Würstchengeruch peinigt die Nase zwischen den Zelten. Die Schaubuden hängen ihre brutalen Schauergemälde mit bluttriefenden Szenen aus. Karussels drehen sich. Menagerietiere brüllen. Wirr schreien die Fanfaronaden der Saltimbanques, der schäbigen Jahrmarktsgaukler. Hundert Orgeln — Dudelkasten sagt der Rostocker — und Blechtrompeten schmettern dazu ihre kreischenden Melodien in die Luft, deren Dissonanzen, die sich zu höllischen Kakophonien sammeln, zur Notzüchtigung des Trommelfelles regelrechte tonale Katzbalgereien untereinander veranstalten. Und überall amüsierte Gesichter der schwatzenden, geputzten Menge, die nicht genug von diesen Schönheiten kriegen kann. Das ist in großen Umrissen ein Bild vom heutigen Rostocker Pfingstmarkt, wie es in früheren Zeiten jedenfalls nicht weniger lustig und interessant ausgefallen ist. Im übrigen kennt man ja schließlich auch aus vielen anderen Städten den betäubenden Anblick einer derartigen Messe, den uns hier Rostock liefert.

Aus den wenigen kulturhistorischen Aufzeichnungen geht ferner hervor, daß die Hanseaten früher nicht nur auf gute Gastereien und andere Lustbarkeiten (das Essen ist auch heute in Rostock überall ausgezeichnet!) große Stücke hielten, sondern, abgesehen von ihren stolzen, standesgemäßen Wohnhäusern, auch auf ihre Kleidung. Die niederen Stände suchten es darin sogar den Patriziern gleichzutun, was aus folgendem Klagelied des Thomas Kantzow hervorgeht: „Sie übernehmen sich auch sehr mit Kleidung und Schmuck, also daß nun unter dem Adel bei den Männern sammetne und seidene Gewänder, und bei den Frauen silberne und goldene Stücke, Perlen und große goldene Ketten gar gemein sind. So setzen ihnen die Bürger auch frisch nach, und heben auch gleich an, Sammet, Perlen und Gold zu

tragen. Und denen wollen die Bauern nichts nachgeben, und tragen nun englisch und ander gut Gewand, so schön, als niemals der Adel oder Bürger gethan haben, und übersteigen sich so hoch damit, daß sie es von dem ihren übel können ausrichten."

Damit nun aber der Unterschied zwischen den einzelnen Ständen auch äußerlich nicht gänzlich aufgehoben würde, erließ der Rat von Rostock im Jahre 1587 eine eigene Kleiderordnung, die uns ein Bild von der damaligen prunkvollen Tracht der Bürger übermittelt. Aus ihr geht hervor, daß die Gewänder hauptsächlich aus Pelzwerk und Sammet hergestellt wurden. Ähnlich wie die Purpurstreifen an der römischen Toga kennzeichnete dieser Besatz den Stand des einzelnen Mannes. Allmählich wurde dann aber auf die „altmodische Klederdracht" immer größeres Raffinement verwendet, besonders als die französische Kleidung im 17. Jahrhundert ihren Einzug in Mecklenburg und damit zugleich in Rostock hielt. Hauptsächlich trat dieser gallische Triumph in den Damenmoden zutage, so daß damals der im Jahre 1591 in Rostock geborene mecklenburgische Juvenal J. W. Lauremberg seine satirischen Verse über die weitausgeschnittenen Frauenkleider, die schon Brust und Hals zu entblößen begannen, ergoß:

Tucht und Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live komen se hergetreden.
Jnt erste, da disse Mode noch was unbekannt,
Un men nich wuste, dat se was kamen int Land,
Blewen se vor ene Junfer stahn und gapen,
As wenn se sehn enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vullem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör er böse Sack
Schall uthgestrecken werden öffentlich am Kak!
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod de Flöh van'n Rüggen jagen!

Die eigentlichen Patrizier, die bekanntlich den ersten und vornehmsten Stand bildeten und so stattlich einherschritten, mußten mit der Zeit aber doch den Forderungen der niederen Stände nachgeben. Sie waren ursprünglich zum Teil aus den wirklichen Vasallengeschlechtern des Landes hervorgegangen, zum Teil waren sie — wie der Historiker Lisch ausführt — „die Nachkommen der Gründer ihrer Stadt, diejenigen, welche den Stiftungsbrief und das Stadtrecht brachten, die Feldmark und die Stadtgerechtsame entgegennahmen, die Anlage und Einrichtung der Stadt ordneten und den Rat besetzten".

Ihren Unterhalt zogen die Geschlechter in den Hansestädten wie Rostock meistens aus dem Großhandel, der gänzlich in ihren Händen lag. Andere betrieben Bankiersgeschäfte, während wieder andere ihr Geld in Landgütern, die sie ankauften, anlegten. Alles Geschäfte, die große Reichtümer einbrachten. Mit Recht gebärdeten sich die Patrizier überaus stolz. In ihrem ganzen Gebaren und ihren sozialen Ansprüchen, standen sie mit dem landsässigen Adel durchaus auf einer Stufe. Sie besaßen sogut wie dieser die uneingeschränkte Berechtigung, Schild und Helm zu tragen, besaßen Lehnsfähigkeit und durften mit an den Turnieren teilnehmen.

In der sozialen Gliederung der Hansestädte folgten auf die Patrizier die Zünfte, die unter den Handwerkern die erste Stelle beanspruchten. Dann kamen die vier Gewerke, die sich in Rostock aus den Schustern, Schmieden, Böttchern und Wollenwebern zusammensetzten.

Wie schon gesagt: mit der Zeit schwand aber das eifersüchtig gehütete Vorrecht der Geburt, der Kasten immer mehr. Die untersten Schichten des Volkes drängten immer mächtiger nach oben, und der Geldbesitz begann seine absolute Herrschaft auszuüben. Er räumte alle sozialen Schranken hinweg und führte durchgreifende Verschie-

bungen der einzelnen Ständepositionen herbei. Am Ausgang des Reformationszeitalters war deren Gliederung in Rostock, wie Boll mitteilt, folgendermaßen beschaffen: den ersten Rang nahmen die Ratsverwandten und Geschlechter ein, dann folgten die vornehmen Bürger, wie die Gewandschneider, die Brauer, Kaufleute, Gastgeber, Seidenkrämer usw. An dritter Stelle standen endlich die gemeinen Brauer, Kaufleute, Notarien, Krämer, Buchführer, die vornehmen, wohlhabenden Schiffer u. a.

Daß dieser peinliche Ständeunterschied, dessen Schatten sich noch heute im sozialen Organismus der Stadt zeigen, sich bis in die kleinsten Lebensäußerungen des einzelnen hinein sorgsam ausdrückte und von herrschendem Einfluß auf die städtische Gesetzgebung war, braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts begannen seine ursprünglichen Fundamente, die das Mittelalter gelegt hatte, zu weichen und der Grundlage für eine andere soziale Struktur Platz zu machen. Von da ab teilte sich die Bevölkerung Rostocks allmählich in folgende drei Klassen ein: in die der Eximierten, der Bürger und der Tagelöhner.

In dieser wesentlich gelockerten Klassifizierung der Stände bewegt sich dann das Gesellschaftsleben Rostocks bis hoch in das 18. Jahrhundert hinauf. Das Rokoko und das Barock — ihre Stilarten treten in der Rostocker Architektur, wie ich schon in den voraufgegangenen Essays ausgeführt habe, bis auf die schöne Innendekoration der Marienkirche fast so gut wie gar nicht in Erscheinung — nahmen damals in dem heterogenen nordischen Klima total steife, um vieles gezwungenere Formen an, als in der Sphäre ihres Ursprungs. Sie lösten sich erst wieder aus ihrer starren Linie, als die französische Revolution die Summe ihrer kulturellen Ergebnisse über Europa ausschüttete. Auch der Rostocker Bürger legte nunmehr die

Puderperücke ab und zog die seidenen Kniehosen aus, um in die langen Pantalons zu treten, die aus Amerika kamen. Die Damen der Stadt, die oft, wie erzählt wird, die gequältesten Opfer der Reifrockmode gewesen waren, hüllten sich in das griechische Gewand, das einfachere Empirekostüm.

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, mit dem Beginn der eigentlichen sozialen Befreiungen, hat sich in dem liberalen Rostock unter den gebildeten Klassen ein sehr lebhaftes, intimes geselliges Leben entfaltet. Seit der Zeit, da die Konzerte, Bälle, die Redouten, Sozietäten, Klubs, Kasinos ihren bunten Reigen eröffneten und besonders auch unser Rostock unter den Ostseestädten zu einer immer gut aufgelegten, abwechslungsreichen Stadt gestalteten, zu einer genußfrohen Gemeinschaft, wie sie nur ein Volkstum hervorbringen kann, dessen heiterer Wille eben dem materiellen Prinzip nicht ausweicht.

In einer anderen Hinsicht will ich hier jedoch nicht verschweigen, daß der „Kastengeist", ein hanseatisches Vermächtnis, wie wir gesehen haben, in Rostock, wie in allen derartigen deutschen Küstenstädten, noch immer auftritt und mit seiner eigenwilligen Begrenztheit dem „höheren" Gesellschaftsleben der Stadt mitunter ein gewisses gezwungenes Benehmen, einen dünkelhaften Anflug verleiht, ohne jedoch augenscheinlich von den Rostockern selbst als groteske Last empfunden zu werden. Er stört ihr Leben und Treiben, Gott sei Dank, durchaus nicht. Sein umschränkter Sinn, der nur Naivität verrät, wird bei dem Großstädter hingegen, wenn er dieses soziale Phänomen gewahr wird, natürlich sehr oft unangenehme Eindrücke hinterlassen, wenn es ihm, was auf die Versöhnlichkeit des Temperaments ankommt, nicht nur ein Lächeln abnötigt. Anderseits will ich gerne zugeben, daß der „Kastengeist", wenn er — was natürlich auch in Rostock vorkommen dürfte

— in kultivierter, zeitentsprechender Form auftritt, die den Stolz der Klassen äußerlich *nicht* aufträgt, eine willkommene gesellschaftliche Erscheinung ist: er muß dann aber bei den bestimmten Bevölkerungsschichten den absoluten Willen zur Differenziertheit, zur chemisch reinen Exklusivität bekunden und damit zu einem einheitlichen, aristokratischen Stil des Benehmens, eben zur Kultur bei den einzig in Frage kommenden Ständen geführt haben. In Lübeck und Bremen z. B. ist das weit mehr, weit ausgeprägter der Fall, da diese Städte sich noch einen Bruchteil ihres alteingesessenen Patrizierstammes, der in Rostock leider gänzlich ausgestorben ist, erhalten haben, und der alsdann sein Wesen, seine ganze spezifische Eigenart häufig, wie es neuerdings etwa Thomas Mann in seinem glänzenden Roman „Die Buddenbrooks" gezeigt hat, bis zur intensivsten Blutsverfeinerung, zur blassen aristokratischen Décadence leitete. Unsere Rostocker sind jedoch, im Gegensatz hierzu, von weit dauerhafterer, urwüchsigerer Art, wobei noch zu bemerken ist, daß der Zustand der Natürlichkeit und Robustheit ja noch immer das Gegenteil von Lebensstil, von Kultur bedeutet — ein Resultat, zu dessen Erreichung freilich der künstlerische Gesamtwille einer gewissen Gesellschaftssphäre durchaus notwendig ist.

Der kaufmännische Zug des seestädtischen Lebens wird anderseits durch den akademischen Akzent, der zugleich auf ihm ruht, wesentlich herabgemildert; denn Rostock ist, wie ich schon mitgeteilt habe, der Sitz einer der ältesten Universitäten Deutschlands, die in früheren Zeiten schwere Stadien des Niedergangs zu überwinden hatte. Dementgegen gelang es ihr aber doch, sich im 15. und 16. Jahrhundert die Stelle einer geistigen Zentrale des gesamten Nordens zu erringen, von der sie allerdings später wieder herabsank. Erst in neuester Zeit ist die Rostocker Universität abermals zu neuer Blüte gelangt. Die Zahl ihrer

Besucher beläuft sich heute auf etwa 700 Studenten. Von wirklich modernen, feineren Individualitäten, die man jetzt unter den Gelehrten in den Rostocker Auditorien antrifft, seien hier nur Richard Ehrenberg, der Nationalökonom, und Wolfgang Golther, der Germanist und Wagnerkenner, erwähnt.

* * *

Von der Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts an kann man für Rostock eine neue Periode des allgemeinen und des kulturellen Aufschwungs datieren. Von dieser Zeit ab begann sich unter der Bürgerschaft ein reger Sinn auch für künstlerische Dinge zu betätigen. Man muß es den Rostockern lassen, daß sie heute in ihrer freimütigen und freigebigen Art keine materiellen Opfer für derlei Interessen scheuen. Die Stadt hat sich mittlerweile eine kleine Gemäldegalerie angelegt, durch die man wohl einen Gang unternehmen kann, desgleichen ein sehr reichhaltiges Altertumsmuseum. Abgesehen hiervon ist jedoch die Schaubühne das einzige bestimmt im Kulturspiegel der Stadt in Erscheinung tretende Kunstmoment der Bevölkerung, die sehr viel auf ihr Theater hält. Man kann sogar sagen, daß zahlreiche Einwohnerkreise Rostocks eine wahre Theatromanie befällt, wenn der Herbst naht und die Bühne auf dem Rosengarten mit ihren Illusionen zu locken beginnt.

Schon aus den Berichten früherer Jahrhunderte geht hervor, daß das Rostocker Theater im Grunde einen erwähnenswerten Platz in der deutschen Theatergeschichte zu beanspruchen hat. Bereits in den katholischen Zeiten Rostocks ragten die Schauspiele aus der Reihe der Volkslustbarkeiten hervor. Auf dem geschmückten Schaugerüst wurden anfänglich ausschließlich biblische Szenen agiert, wie die Geschichten vom verlorenen Sohn, vom armen

Lazarus, dem bösen Holofernes u. a. Dies geschah besonders auf Veranlassung des Rostocker Professorenkollegiums, wenn Fürstlichkeiten, wie der König von Dänemark, in der Hansestadt weilten. Gespielt wurde zum Teil in den Kirchen, zum Teil in einem Hause am Hopfenmarkt. Auch nach der Reformation sah man noch religiöse Mysterien in Rostock, wie im Jahre 1558 die Tragödie von der Susanna. Im selben Jahre aber wandte man sich zugleich auch schon der weltlichen Komödie zu, indem „am Vastelavende" zu Rostock ein Agamemnon-Trauerspiel aufgeführt wurde.

Mit der Zeit herrschten diese weltlichen Handlungen, wie man weiß, auf der Bühne immer mehr vor. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kamen die bekannten „englischen Komödianten" auch nach Rostock und führten dort barocke Stücke auf, die nach den Vorbildern der Elisabethaner geschrieben waren, sogar nach dem Muster Shakespeares selbst.

Ferner berichtet die Rostocker Theatergeschichte, daß die hochfürstlich Wolfenbüttelschen Hofkomödianten zur Pfingstmarktszeit des Jahres 1732 nach Rostock kamen und dort mancherlei Komödien agierten, an denen sich die Zuschauer sehr ergötzt haben. Achtzehn Jahre später ließ der mecklenburgische Herzog Christian Ludwig II. in Rostock sogar ein eigenes kleines Komödienhaus bauen, in dem damals die illustre Schönemannsche Theatergesellschaft häufig ihre Kunst gezeigt hat. In den siebziger Jahren desselben Säkulums besuchten überhaupt verschiedene wandernde Schauspielertruppen, wie die der Direktoren Wäser und Ilgener, Rostock, dessen Publikum sich an einem hochklassischen Repertoire erbauen konnte. Man gab Lessing und Voltaire, die von 1771 ab zum Teil in eigenen Bretthertheatern aufgeführt wurden, zum Teil im Hornschen Hofe in der Wokrenterstraße oder im alten Ballhause, das in

der Steinstraße lag. Auch Operetten von Hiller und Wolf wurden damals schon in Rostock gespielt, zur selben Zeit wie in Weimar, dann Opern von Monsigny und Grétry. Das herzogliche Komödienhaus ist allem Anschein nach um diese Zeit nicht mehr zu Vorstellungen benutzt worden. Es ging später in die Hände der Schröderschen und Ackermannschen Familien über.

Besondere Hervorhebung verdient jedoch das Jahr 1785; denn damals bauten sich die Rostocker ein eigenes Theater, wodurch die Stadt, wie Wilhelm Raabe mitteilt, fast sämtlichen größeren Orten Deutschlands, die zu dieser Zeit noch keine städtischen Theater hatten, den Rang ablief. Das neue Rostocker Stadttheater wurde im darauffolgenden Jahr von der berühmten Jean Tillyschen Theatergesellschaft mit einem Prolog und einem Schauspiel eröffnet, das der Hamburger Dramaturg B. C. d'Arien verfaßt hatte. Ein stattliches Opernrepertoire wurde dann im Laufe der Zeit auf dieser neuen Bühne entfaltet. Man hörte dort zwar noch nicht Mozarts holde Klänge, gab jedoch neben französischen Opern hauptsächlich schon Dittersdorf und Salieri.

In der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts waren es lediglich die subventionierten Schweriner Schauspielergesellschaften, die für die theatralische Unterhaltung der Rostocker sorgten, und zwar mit rühmenswerten Aufführungen, wie erzählt wird. Später, ungefähr seit den sechziger Jahren, erlebte das Rostocker Theater jedoch Zeiten des Niedergangs, da das Theaterinteresse des Publikums allem Anschein nach zeitweise erlahmte. Dazu kam noch das Unglück, daß das Theater auf dem Johannisplatz am 20. Oktober 1880 durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Auch die schauspielerischen Leistungen, die hierauf in einem Interimstheater, das im Garten der Gesellschaft „Sozietät" errichtet worden war, im Rampenlicht erschienen,

vermochten die Rostocker Zuschauer keineswegs mehr zu fesseln.

Eine neue Rostocker Theaterära hebt erst wieder im Jahre 1895 an, in dem das jetzige Stadttheater auf dem Rosengarten eingeweiht wurde. Der tüchtige Direktor Richard Hagen wußte das alte Theaterinteresse der Rostocker durch verhältnismäßig hervorragende künstlerische Darbietungen neu zu entflammen und der Bühne auch im übrigen Norddeutschland einen Ruf zu erwerben. Seine Intentionen erhält wiederum der jetzige Direktor Schaper aufrecht, der die Reihe der Rostocker Wagner-Vorstellungen, die auch außerhalb Mecklenburgs Beachtung gefunden haben, mit der Aufführung von „Tristan und Isolde" vollendete und zu den besten Hoffnungen für eine günstige Entwicklung der heutigen Rostocker Theaterkultur Anlaß gibt.

* *
*

Auch für die Literatur kommt mancher Rostocker in Betracht, wie zunächst der alte Adolf Wilbrandt, der ehemalige Burgtheaterdirektor, der immer noch eine der sympathischsten Erscheinungen aus den fürchterlichen siebziger und achtziger Jahren ist, die die deutsche Kultur durchgemacht hat. Neben einer großen Anzahl populärer Romane, die er geschrieben hat und die einzig im Rahmen ihrer Epoche betrachtet werden können, will ich hier nur nochmals auf sein Trauerspiel „Der Meister von Palmyra" verweisen, das sicherlich eines der besten Literaturerzeugnisse jener Zeit ist. Man sieht heute den „Einsiedler aus der Schnickmannstraße" mit dem blassen, durchgeistigten Skaldenantlitz oft am Strande promenieren, in einen malerischen Havelock gehüllt, einen Schlapphut auf dem grauen Haar, das lang in den Nacken hinabfällt. Eine stadtbekannte Persönlichkeit, nach der sich der Fremde un-

willkürlich umblickt. Ferner ist Max Dreyer, der harmlose Verfasser des „erfolgreichen" Tendenzstückes „Der Probekandidat" und des erotischen Schwankes „Das Tal des Lebens", ein gebürtiger Rostocker, wie Otto Hinnerk, der dagegen zu den kühneren Talenten der heutigen Generation zählt, ein ganz moderner, amoralischer und sehr kultivierter Geist, der die feinen Lustspiele „Närrische Welt", „Gretchens Zukunft", „Graf Ehrenfried" und „Cyprian" schrieb.

Von den gegenwärtigen plattdeutschen Schriftstellern, die Rostock hervorbrachte, will ich hier Felix Stillfried erwähnen und dann in erster Linie John Brinckman. Dieser ist der eigentliche Dichter Rostocks. Er, der Schifferssohn, wurde im Jahre 1814 in der alten Vagel Grip-Stadt geboren und starb nach vielen Irrfahrten 1870 in Güstrow wo er zuletzt als Lehrer tätig gewesen ist. John Brinckman überragt in seiner echten Art, in der wundervollen Sicherheit der Stimmung des Milieus seiner Schöpfungen, Fritz Reuter ohne weiteres. Obwohl ihn dessen Ruhm unbegreiflicherweise lange Zeit hindurch fast völlig im Dunkeln gelassen hat, ist der Rostocker am Ende doch der größte, der bedeutendste plattdeutsche Dichter. Das ist eine Tatsache, die jahrzehntelang den Niederdeutschen verborgen blieb und ihnen erst jetzt allmählich aufzudämmern beginnt, nach der verdienstvollen Tätigkeit einiger Schriftsteller, wie der Otto Weltziens, A. Römers u. a., sowie vieler plattdeutscher Vereine. Diese Anerkennung, die der deutsche Dickens heute an der Waterkant findet, hat er selbst leider nicht mehr erleben dürfen.

John Brinckmans glänzende Romane spielen zum größten Teile in Rostock. Mit ihrem Humor — einem Humor von der prachtvollsten Perspektive, der oft die scharfen, blendenden Linien der Groteske mit unübertrefflicher Meisterschaft aufsteckt — und dann ihrer leisen, unnennbaren

Melancholie, die ein fast unmerklicher Federzug in die Zeilen der Dichtung legte, geben sie die reizvollsten, vollendeten Stimmungsbilder von der ehemaligen mecklenburgischen Hansestadt und dem innersten Wesen ihrer Bewohner. Aber nicht nur dieses: John Brinckmans Erzählungen sind auf einer zweiten Parallele auch unverfälschte, optisch absolut klargesehene Kulturgemälde des früheren Rostock, wie es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dreingeblickt hat. Eine ganze Reihe der prächtigen alten Rostocker Originalgestalten ist da lebenswarm aufmarschiert, wie zunächst die Teniers-Figur in dem glänzenden „Genrestück" Kasper-Ohm oder Keppen Pött, der gravitätische Rostocker Kapitän mit seinen reinen Phantasieerlebnissen von Batavia und dem fliegenden Holländer, dieser Kasper-Ohm in der ganzen, zwerchfellerschütternden Komik seiner Ernsthaftigkeit, der so viel abzusetzen hat mit Andrees, seinem Schlingel von Neffen, dem „murdverbrannten Rebeller, der den irsten Petri fiw, fiw nich kennt". Das sind sicher die schönsten Momente des deutschen Humors überhaupt. Und dann das wunderliche Unikum Peter Lurenz in der grotesken Novelle „Peter Lurenz bi Abukir" — auch so einer von den damaligen alten Lügenkapitänen der Vagel Grip-Stadt, der erzählt, wie er Nelson bei Abukir durch die von ihm erfundene „horizontale Peilung" und den „submarinen Pegel" zum Siege über die französische Flotte verholfen habe. Eine Geschichte, die sein hypochondrischer Größenwahn aber für eine verflossene Wirklichkeit hält, an die er selbst glaubt, wie an sein eigenes, Peter Lurenzens Dasein. In seiner dritten großen Seemannserzählung, dem kostbaren Roman, „Von Anno Toback un dat oll Jhrgistern" treten schließlich noch mehr solche unumwundenen Rostocker Typen auf, wie der ehrliche, noble Kapitän Martin Heuer, die Stadtklatschbase Male Preißelten, dann Ossing Kropp, der gezierte

„blecherne Kupido", der ſpleenige Held des Trillervereins, der der Waterkant Pariſer Manieren beibringen will, uſw.

Ein ſehr gutes literariſches Porträt von John Brinckman hat Otto Weltzien entworfen, in dem u. a. folgende Sätze vorkommen: „Kaum weniger charakteriſtiſch für norddeutſches Weſen iſt John Brinckman. In den Schriften dieſes Niederdeutſchen kommt ſowohl die ſinnende Tiefe dieſer Art wie ihr nachhaltig wirkender Humor zur Geltung. Vorwaltend iſt bei ihm allerdings der ſchwere grübleriſche Ernſt, die ſelbſtbewußte Männlichkeit. Treten dieſe für einen Augenblick zurück, ſo zeigt ſich draſtiſche Komik im Bunde mit feiner Satire, die in froheſter Laune durch prickelnde Drolerie erſetzt werden. In dieſer eigentümlichen Weſensvermiſchung erweiſt ſich John Brinckman als der typiſche Vertreter des Mecklenburgers von der Waſſerkante."

Aber auch des feinfühligen plattdeutſchen Lyrikers John Brinckman ſei am Ausklang dieſer Darſtellungen gedacht, die dem ſchönen Roſtock und den Roſtockern mit ihren großen Vorzügen und kleinen Schwächen in aller Sympathie und Zugehörigkeit gewidmet ſind, jenes echten Roſtockers John Brinckman, den es immer wieder hinzog zu dem blauen, ſchimmernden Zauber ſeiner geliebten Heimat, der dieſe, ſeine Verſe „Vagel Grip" klingen:

Ol Roſtock — min ol Vaderſtadt!
Ick heww di gor to leew,
So leiw, förwohr! — ick weit nich, wat
Ick üm di leef un geew.
Ick bin nu mennig Jor all furd,
'N bäten all verſpakt,
Man Roſtock, dat's ſonn'n eigen Wurd,
Dat friſch mi wedder makt.

Ick deer min Tid mi orig üm,
Wo dat woll bäter wir;

Nah Oſt und Weſten keem ick rüm,
An duſend Mil un mir;
Nipp keek ick to, doch fünn ick ball
Dat ſlichter, as ick droemt:
Van vörrn dor wir dat muert all
Man achter wir dat kleemt.

Dat allerbeſt — dat allerbeſt,
Dat in dei Frömm' ick ſeeg,
En ſmuck lütt Fortüg is dat wäſt,
Dat dor vör Anker leeg;
Noch lang höl dat kein hunnert Laſt,
Man wat mi denn ſo freugt —
Dat wir, dat van ſin baewelſt Maſt
Dei Vagel Grip hett weigt.

Dat wir dei Bucht van Halifax,
All Schäp in'n Sünndagsſtat;
Dor weigten hunnert Junionsjacks,
Dannbrogs un Hanſeat,
Hollannſch un Franſche Trikolur,
Dei Yanki Stirn un Strip, —
Man kein ſo flott und kein ſo ſtur
As du, ol Vagel Grip!

Ick keek un ſtünn und ſtünn und keek
Un har un kreeg nich nog;
Dat wör mi üm dat Hart ſo week,
Un natt wör mi dat Og.
Mi dücht as prait dei Vagel dor
Mi an in enſſen furd:
— — Kumm! — för dei Warnow ſünd wie klor,
Kumm furſt man mit an Burd!

Stür ſüdlich du un nurdlich Kant,
Wohen dei Wind grar blößt, —
Peil du die jere Purt un Strand
Dei Ros' rund, Oſt und Weſt, —
Stäk du din Kabels ut all' beir,
Din ſtiw Nikaſtel — Kär . . .
To Hus is doch dei beſte Reir,
Dei ſäkerſt Ankerſtär! — —

Wismar

Von Roſtock trägt uns der Zug durch die blühende Landſchaft Mecklenburgs in kurzer Zeit nach dem kleineren Wismar, der zweiten ehemaligen Hanſeſtadt des Obotritenlandes. Wismar iſt nicht minder ſchön und maleriſch als Roſtock, ſeine Schweſterſtadt, deren Bedeutung es aber bei weitem nicht zu überflügeln vermochte. Es bietet dagegen ein viel altertümlicheres, in der Grundſtimmung beinahe noch vollkommen einheitliches Stadtbild dar. Wie eine zauberhafte altdeutſche Ballade ſteht die trotzige, eherne Dekoration ſeiner gotiſchen Architektur an einem geräumigen Oſtſeebuſen, über deſſen blaue Waſſerſcheibe ein paar Nordlandſchiffe, auf die die Lotſen ihr Boot zuſteuern, mit geblähten Segeln ziehen.

Ein Stück Romantik im Meeresduft iſt dieſe Stadt noch, mit ihren eckigen Kirchtürmen von ſtumpfer niederdeutſcher Wucht und den gotiſchen Giebelhäuſern aus roten Ziegeln, zu der auch wir Heutigen uns noch in ſtimmungsvolle Beziehung ſetzen können; denn ein Flor von Poeſie liegt über ihrem Anblick, wie über der verwegenen Perſpektive ihrer ſtolzen Vergangenheit. Starke

und mächtige Hansageschlechter haben auch hier gehaust und dem uralten Seehort in lang verschollenen Zeiten eine von Größe und Ruhm leuchtende Krone erkämpft. Wohl entwickelt das rege, wieder aufblühende Wismar heute auch schon neue geschmackvolle Stadtteile, hübsche und moderne Villenkolonien, aber man muß durch seine alten, engen Gassen wandern, um zu dem ungeschwächten Genuß der Stimmungen seines archaistischen Gepräges zu gelangen. Ich bin einmal durch sie in einer blauen und silbernen Julinacht geschlendert, bis zu dem schlummernden, totenstillen Port hinauf. Der Halbmond schwebte über den ragenden schwarzen Zackenphantasien dieser gotischen Zone, in deren geisterhaft-feierlichem Bann seltsam abstrakter Formen einem unwillkürlich ein Wort von Oskar Wilde einfällt: von jenem lebendigen Dasein, das in allem Grotesken lauert und das der gotischen Kunst ewige Kraft gibt, da doch diese Kunst erklärt werden darf als die Kunst jener, deren Geist durch die Krankheit der Träume verwirrt worden ist. Und in Wismar weht der Odem dieser seltsamen architektonischen Traumkraft des Mittelalters noch betäubend. Es ist einem da, als wäre das phantastische Vineta der Sage in mystischem, verwunschenem Glanz wieder aus dem grünen Meeresschoß heraufgestiegen. Eine Stimmung der lilienbleichen und mondlichtzarten Verse Georges Rodenbachs, die das tote Brügge besingen. In solchen Augenblicken würde man sich gar nicht verwundern, wenn da plötzlich eine mittelalterliche Maskerade hergeschritten käme, bewehrte Bürger Alt-Wismars im Stahlpanzer, mit der Hellebarde in der Faust, an der Seite das klirrende Schwert. Jene Bürger der Hansestadt in schwerer Gotik, die einst auf brausenden Wogen ihre Orlogschiffe zum Siege steuerten. So prachtvoll ungebrochen hat sich hier die historische Sensation auch für unsere Zeit noch kristallisiert.

Balladeske Klänge tönen auch durch die mittelalterliche Historie der Seestadt Wismar, deren Namensursprung noch nicht gedeutet werden konnte. In alten Urkunden wird sie Wissemer, Wismer (lateinisch: Wismaria) genannt. Da nun in älteren plattdeutschen Schriften dem Stadtnamen regelmäßig der weibliche Artikel vorgesetzt wird, und der Bauer noch heute in niederdeutscher Mundart „de Wismer", „nah de Wismer" z. B. sagt, so schließt man mit großer Wahrscheinlichkeit aus diesem Sprachfaktum, daß „Wismar" jedenfalls in fernster Vergangenheit ein Gewässer getauft wurde, an dem das Dorf (Alt-)Wismar lag. Zugleich wird angenommen, daß dieser Fluß ehedem die östliche Grenze des Bistums Ratzeburg gebildet hat (aqua oder amnis Wisimara). Das genaue Gründungsjahr der Stadt konnte ebenfalls noch nicht festgestellt werden. Die Forschung trug nur so weit Licht in das Dunkel der Geschichte Wismars, daß augenscheinlich um das Jahr 1200 deutsche Kolonisatoren aus dem Westen in dies Wendengebiet gezogen kamen und sich an der Stelle niederließen, auf der sich die heutige Stadt erhebt. Diese germanischen Zuzügler dürften hauptsächlich Kaufleute gewesen sein, die die durch die Natur in einen ausgezeichneten Hafenplatz umgewandelte Wismarsche Bucht zur besseren Verwertung ihrer Handelsgeschäfte anlockte. So ist jedenfalls schon früh an diesem Meerbusen des ehemaligen Slawenlandes eine deutsche Stadt Wismar entstanden.

Auch die Mutmaßung wurde ausgesprochen, daß vielleicht auch der Obotritenfürst Heinrich Borwin I., der 1227 starb, als Gründer Wismars angesprochen werden kann. Seine vier Enkel teilten dann das Land unter sich. Johann I. erhielt das alte Reregergebiet mit der Burg Mecklenburg, nach der er sein Land benannte. Da er das rasche Aufblühen Rostocks und Lübecks mit Neid ver-

folgte, stärkte er Wismar, das im Jahre 1229 zum erstenmal als Stadt erwähnt wird, nach Kräften. Und so erwuchs jenen Städten bald eine mächtige Nebenbuhlerin, nochzu, da der tatkräftige Johann 1256 die Residenz Mecklenburgs nach Wismar verlegte. Die Stadt hatte nunmehr das lübische Recht erhalten, und ihr Wachstum griff rasch um sich.

Auf Johann I. folgte 1264 dessen Sohn Heinrich der Pilger. Diesen Fürsten von Wismar verklärte eine leidvolle Tragik. Um seine Gestalt, von der verstaubte Chroniken ein heldisches Lied anheben und die wie ein vergilbtes frommes Holzschnittgesicht berührt, windet sich jenes balladenhafte, romantische Schicksal mittelalterlicher Ritter. Er tat das Gelübde, nach dem heiligen Land zu pilgern, zum Heilandsgrab. 1271 grüßte er zum letztenmal die Zinnen Wismars und zog vom blauen Ostseegestade nach dem glühenden Land der Palmen und der Wüsten. An seiner Seite ritt nur ein Begleiter, der getreue Knappe Martin Bleyer. Als er am Zielpunkt seiner beschwerlichen Reise angekommen war, kreuzte gerade ein Christenheer die Schwerter mit den Krummsäbeln der Sarazenen. Und das Unheil brach bald über Heinrich herein. Er geriet in die Gefangenschaft der Mohammedaner, deren Sultan Bibar ihn nach Kairo schleppen ließ. Dort führte der mecklenburgische Fürst unter den weißen Minarets ein elendes Sklavenleben, das nur sein Knappe dadurch zu mildern wußte, daß er Byssusgewänder und Purpurtücher webte, für die er manches Goldstück einnahm. Heinrichs Gemahlin Anastasia, die im Jahre 1287 Kunde von dem grausamen Los des Pilgers erhielt, machte vergebliche Versuche, den fürstlichen Gefangenen loszukaufen. Erst zehn Jahre später schenkte ihm der Sultan Mansur Ladjin die Freiheit. 1298 betrat der blasse Greis wieder den Boden Wismars.

Während seiner Abwesenheit war unter seinen Untertanen eine Empörung gegen das Fürstentum ausgebrochen. Die Wismarer hingen ihrem Republikanertraum nach und hatten schon 1276 eine neue Ringmauer um die Stadt gezogen, die die verhaßte Fürstenburg aus ihrem inneren Bereich schied. Es frommte nichts, daß der betrübte Fürst den Papstbann auf die rebellische Stadt herabrief. Heinrich der Pilger mußte nachgeben. 1302 starb dann der Verhärmte.

Sein Nachfolger aber, Heinrich der Löwe, trug Rache gegen die abtrünnigen Bürger im Herzen. Es gelang ihm, ihren Trotz niederzuzwingen. Um ihres Gehorsams aber ganz sicher zu sein, ließ er 1311 zwischen dem schwarzen Kloster und dem Mecklenburger Tor eine hochgetürmte Zwingburg aufbauen. Als der Löwe 1329 auf der Totenbahre lag, nutzten jedoch die Wismaraner dieses Ereignis schlau aus. Sie kauften dem elfjährigen Sohn Heinrichs, Albrecht II., die fürstliche Feste ab und entledigten sich so in aller Gemütsruhe des Herrenjoches, das auf ihnen gelastet hatte. Seit dieser Zeit bewohnten die Fürsten nur noch einen unbefestigten Hof im Innern der Stadt.

Von nun ab begann die eigentliche Machtepoche des starken Wismar, das bald auf unabhängiger Höhe stand und dem Hansabund beigetreten war. Es war eines seiner bedeutendsten Glieder. Man kann wohl sagen, daß sich die überraschende, unaufhörliche Entwicklung der Stadt im 14. Jahrhundert in großartigen Etappen bewegte. Ihr Länderbesitz nahm zu, indem sie besonders im Jahre 1266 die Insel Lieps erwarb, die ihr vorgelagert ist. Der fürstliche Vogt wurde von den stolzen Bürgern vertrieben, die sich fürderhin ihr eigenes höchstes Gericht schufen und nun niemanden mehr untertan waren. Die ohnmächtigen Fürsten mußten ihnen vielmehr Privilegien über Privilegien gewähren.

Wismars kostbarer Handel ging von 1280 ab bis an

die nordischen Küsten hinauf und bis tief nach Nowgorod hinunter. Der Haupthandel der Bürger, deren Zahl um die Mitte des 14. Jahrhunderts bis auf etwa 10000 gestiegen war, bestand damals in Bier, Hopfen, Salz, Getreide, Vieh, Fischen und Eisen. Sie produzierten außerdem Tuch- und Wollwaren in großen Massen, was ihnen verhältnismäßig immense Reichtümer einbrachte. Wie in Rostock, wurde auch in Wismar das Leben zu jener Zeit von einem verschwenderischen Luxus beherrscht, besonders in der Kleidung, im Essen und Trinken. Auch hier mußten von der Obrigkeit eigene Verordnungen gegen die allgemeine Verschwendungssucht erlassen werden, die nicht nur unter den kühlen, hoffärtigen Patriziern um sich griff, sondern auch unter den niederen Ständen. Ferner taten sich im Mittelalter in Wismar zahlreiche geistliche Genossenschaften und Laiengesellschaften zusammen. Von diesen waren die vornehmsten die Seglerkompagnie und die Papagoiengesellschaft, die sich noch bis auf den heutigen Tag in der Kaufmanns- und Brauerkompagnie ihren Fortbestand gesichert hat.

Die großen Kriege des Hansabundes nahmen dann unser Wismar sehr mit in Anspruch. Denn die geschützte Wismarsche Bucht war für die hansischen Kriegsflotten ein vorzüglicher gemeinsamer Sammelplatz. Und es war nicht zuletzt Wismar, dessen kriegerische Tatkraft großen Anteil mit an dem Triumphjahr der Hansa 1370 hatte, in dem der Stralsunder Friede abgeschlossen wurde und der Bund damit endgültig über Schweden, Norwegen und Dänemark siegte.

Im 15. Jahrhundert begann der Machtzerfall Wismars, der anfangs durch innere Zwistigkeiten, die unter den Bürgern ausbrachen, bedingt wurde. Wie in fast allen Hansestädten führten auch in Wismar die demokratischen Instinkte des Volkes ein mächtiges, unbezwingliches Leben, das die Freiheit dem Tod voransetzte. Die Zünfte erhoben

sich gegen das Patriziat, das es indessen, was nebenbei bemerkt sei, ebensowenig wie in Rostock je zu einer geschlossenen, durch Tradition und Kultur geweihten Einheit seiner Kaste hat bringen können. Schon 1411 setzten die Bürger ohne weiteres den Rat ab, wählten ein neues Stadtregiment, dem eine Hundertmänner-Vertretung beigegeben wurde. Als die Fürsten in diesem Streit vermitteln wollten, richtete sich die Wut der zielbewußten Plebejer gegen sie. Sie mußten aus der Stadt fliehen, um nur ihr nacktes Leben in Sicherheit zu bringen. 1427 loderte die Empörung abermals auf und erschütterte die sozialen Grundlagen — und damit zugleich die Macht — Wismars noch weit bedenklicher. Der Hauptrebell war diesmal Klaus Jesup, der Wollenweber, der den Rat bezichtigte, er habe die Stadt, die ohnehin in Geldschwierigkeiten saß und gerade durch den Jütenkönig Erich eine Schlappe erlitten hatte, an die Dänen verraten. Durch diese Beschuldigung wurde der Volksgrimm derart entfacht, daß er sich erst wieder durch eine grausige Tat beruhigen ließ: als Verräter an Wismar wurden der Ratsherr Heinrich von Haren und der Bürgermeister Banzkow auf offenem Markte hingerichtet. Und noch heute erzählt auf dem breiten, von uralten Linden beschatteten Marktplatz ein runder, flacher Sühnestein von diesem blutigen Begebnis.

Diese verhängnisvollen inneren Händel, die Wismars Kraft lähmten, setzten sich bis zum Jahre 1560 fort. Allein es war nicht nur die böse Zwietracht unter Brüdern, die Wismars allmählichen Niedergang herbeiführte, der Handel der Stadt büßte durch fremden Wettbewerb mit der Zeit viel ein. Ebenso erstarkten die Fürsten wieder, wodurch die einst übermächtige Position der Städte bald auf die zweite Linie geschoben wurde.

In schlimme Bedrängnis gerieten die Wismaraner während des dreißigjährigen Krieges. Zuerst zogen Kaiser

Ferdinands Reichstruppen in die Stadt ein, dann erschienen die Schweden vor ihren Mauern und ängstigten sie mit ihren Mordinstrumenten. Ein Jahr lang hielt sich Wismar gegen die nordische Soldateska. Dann kapitulierte es, durch die hartnäckige Belagerung mürbe gemacht, im Jahre 1632, und die Schweden hielten die Stadt bis zum Friedensschluß besetzt. Durch den Westfälischen Frieden wurde Wismar hierauf an die Schweden abgetreten, die in ihm eine straffe Herrschaft ausübten. Natürlich wurde es nun im Lauf der folgenden Zeit auch mit in die nordischen Kriege gestoßen. Im Jahre 1675 rückten die Dänen und Brandenburger gegen das schwedische Wismar vor. 650 Mann verteidigten dies Bollwerk, das auf dem Festland den Übergang nach Malmö hinderte. Eine wütende Belagerung begann. Am 15. Oktober 1675 fingen die feindlichen Kanonen vor Wismar an zu donnern. Die Dänen stürmten wie rasend. Bald flatterte ihre Fahne auf dem Walfisch, dem kleinen Eiland zwischen Wismar und der Insel Poel, die gleichfalls mit in die Schwedenhände übergegangen war. Hierauf wurde der siegstrahlende Danebrog auch auf dem Neuen Werk aufgepflanzt. Nun konnte sich Wismar nicht mehr gegen die Belagerer halten und mußte ihnen am 13. Dezember die Tore öffnen. Bei der Friedensbesiegelung, die 1680 erfolgte, waren die Dänen jedoch so gnädig, ihren unterlegenen Rivalen, den Schweden, Wismar zurückzuerstatten. Durch die Geschehnisse gewitzigt, gingen diese aber nunmehr bei, dreißig Jahre hindurch Riesenbefestigungen in Wismar zu errichten. Bis 1710 wurden dort zwei starke Zitadellen und achtzehn dräuende Bastionen erbaut, an denen sich ein Feind wohl die Zähne zerbrechen konnte, wenn es ihm nach der Seefeste gelüstete. Die Dänen bekamen denn auch das Schwedenwerk, als sie 1711 wieder mit Kriegsfanfaren vor Wismar erschienen, gehörig zu spüren. Wismar unter-

lag bei dieser Belagerung nicht, obwohl das jütische Kriegsvolk damals in einem einzigen Monat 3200 Bomben und Feuerkugeln gegen die Festung abschoß.

Trotzdem dieser Eroberungsversuch mißglückt war, ließen sich die Dänen nicht abschrecken. Im Jahre 1715 kamen sie wieder vor Wismar anmarschiert, diesmal im Bunde mit den Preußen, Hannoveranern und Russen. Zuerst schnappten die Alliierten den Schweden Poel weg, die Insel vor dem Seebusen, wodurch der Stadt die Zufuhr vom Meer her abgeschnitten wurde. Es gelang ihr aber dennoch, sich zehn Monate lang gegen die erfolgreichen Bedränger zu halten. Endlich, als der Hunger allzu furchtbar in ihren Mauern gewütet hatte, ermattete ihr Widerstand gänzlich. Wismar ergab sich. Nachdem die Feinde alle Festungswerke zerstört hatten, gaben sie den Schweden 1720 ihr Wismar wieder zurück, aber unter der fatalen Bedingung, daß dort nie wieder Befestigungen angelegt werden dürften.

Nach dieser strategischen Einbuße war Wismar für die Schweden ziemlich wertlos geworden. Und da die Wismaraner immer gut deutsch und niemals schwedisch gesinnt waren, trat der junge Schwedenkönig Gustav IV. Adolf, der gerade in Geldnöten steckte, den alten Zankapfel am Anfang des 19. Jahrhunderts an Mecklenburg-Schwerin pachtweise wieder ab. Durch den Vertrag von Malmö, der am 26. Juni von beiden Teilen unterzeichnet wurde, verpfändete Schweden demnach die Stadt und Herrschaft Wismar mit den Ämtern Poel und Neukloster auf rund hundert Jahre an den mecklenburgischen Großherzog Friedrich Franz I., der dem bedürftigen nordischen Königreich dafür eine Anleihe von 1250000 Reichstalern Banko gewährte.

Zu jener Zeit, als das Schwedenregiment von Wismar genommen wurde, war die Stadt nicht viel mehr als eine Ruine, auf der nur 6000 Menschen hausten. So sehr hatte

die Kriegsnot die schöne deutsche Stadt verheert. Hundert Jahre voller harter Arbeit und rastloser Energie, die auch Wismars Bürger auszeichnet, hat es bedurft, um die einst so glorreiche Ostseestadt wieder zu wirklich neuer Blüte emporzuheben, zu einem belebten Hafen und bedeutenden Verkehrsplatz Mecklenburgs, was schon daraus hervorgeht, daß Wismar sich heute genötigt sieht, im Laufe der nächsten Jahre infolge des abermaligen raschen Wachstums seines Seehandels zwei neue Hafenbassins anzulegen. Vor 35 Jahren schickte es noch keinen einzigen Dampfer in See, während es heute über eine Flotte von zwanzig stattlichen Dampfern verfügt. Dazu gehen fortwährend zahlreiche auswärtige Segler und Frachtdampfer im Wismarer Hafen vor Anker. Auch das kann man hier wohl noch erwähnen, daß sich das Gewerbe der alten Hansestadt, in der gegenwärtig etwa 25 000 Einwohner leben, wieder in bedeutendem Maße hebt — insbesonders die Zuckerindustrie.

Ein Festjahr für unsere in diesem Maße aufstrebende Stadt war das Jahr 1903, da man in Stockholm nun natürlich keinen Gebrauch mehr von dem hundertjährigen Pachtschilling machte. Schweden verzichtete auf sein Wiedereinlösungsrecht, und Wismar wurde erst jetzt auch formell gänzlich und für immer eine mecklenburgische und deutsche Stadt, wie sie es innerlich ja immer gewesen war. An ihre verschollene Schwedenzeit erinnern in den bergigen Straßen hier und da nur noch große schwedische Überschriften, die auf den Schildern einiger Kaufläden sehr pietätvoll stehen geblieben sind.

* * *

Wenn die Seestadt Wismar, die als Wappen einen halben schwarzen Stierkopf im goldenen Felde führt, während die andere Hälfte von den weißen und roten Streifen der Hansaflagge bedeckt wird, von der stolzen Höhe ihrer

ehemaligen politischen Bedeutung naturgemäß auch lange völlig herabgesunken ist, so haben sich doch alle Erinnerungen daran künstlerisch in seiner wundersamen, kühnen Architektur kondensiert.

Gehen wir auf ihre einzelnen Teile ein und betrachten wir zunächst die sakralen Baudenkmäler Wismars. Da ist zuerst das Pfarrgehöft der Marienkirche, an dem sechs Jahrhunderte vorübergegangen sind. Von einer niedrigen Mauer umsäumt, liegt es in einem schattigen Garten. Efeu umspinnt die süße, innige Mystik des altersschwarzen Baues, dessen einer Flügel sich in einer schöngegiebelten Fassade emporhebt, während der andere sich in Kapellenform hinter der breiten Krone einer wundervollen, schwermütigen Akazie aufrichtet. Zugleich fallen unsere Blicke auf die Marienkirche Wismars, die eines der herrlichsten Monumente der Machtzeiten der Hansa ist. Sie wurde wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet und sieht mit einem gewaltigen viereckigen Kolossalturm aus rotem Ziegelstein, wie ihn nur die kraftvolle niederdeutsche Backsteingotik in seiner totalen Wirkung robuster Weihe erschaffen konnte, über das Straßengewirr der Stadt hinweg. Er gibt für fernste Epochen Kunde von dem naiv-starken Willen einer hart geschlossenen, primitiv-großen Kultur der rauhen Bewohner Alt-Wismars von ehedem, zu der sich alle Stadtorganismen konzentriert hatten, die noch keinerlei innerliche und nur eine ganz minimal äußerliche Differenzierung individualisierte. Sie rannen vielmehr zu einem einzigen einheitlichen Ausdruck ihrer Gesamtheit zusammen. Dieser starke Turm in Frühgotik mit dem erhabenen, hohen Spitzbogenfenster und dem massiven Stufenportal, dieses markige, echt niederdeutsche Kunstwerk, schließt mit einer stumpfen, dachförmigen Spitze ab. Aber auch das wollen wir nicht übersehen: daß eine reiche, peinlich präzisierte Einzelornamentik ihre verschwenderischen

Formen feinfühlig auf dieser unerklärbar feierlichen Kirche, die dann Übergangsstil ansetzt, ranken läßt. Die Wände sind mit Blenden verziert, während phantasievoller Lisenenschmuck sprühendes architektonisches Leben auf dem Fries erzeugt, auf dem derart halbovale Luken umrahmt werden. Darüber erheben sich in ausgezeichneter Gliederung die kleinen Zinnen. Schade ist es nur, daß das kurze Schiff in keinem rechten ästhetischen Verhältnis zu dem wundervoll mit künstlerischem Geschmack ornamentierten Chor steht, dessen oberer Teil, wie der des Mittelschiffes, im Jahre 1339 vom Meister Johann Grote zum Ausbau in Angriff genommen wurde. Die Längsfassade der Kirche stand damals schon fertig da, ebenso die Arkaden, und es ist nur Grotes Schuld, wenn er sich in den Höhenproportionen des Chores zu sehr übernahm. Abgesehen von den Kapellenbauten, dürfte der Bauabschluß der Marienkirche wahrscheinlich im Jahre 1367 erfolgt sein. Zu den Sehenswürdigkeiten im Innern der Kirche, in deren Chorumgang die Glutfarben eines Fensters aus dem 15. Jahrhundert zu fast metaphysischem Stimmungseffekt aufleuchten, zählt das in reicher Figurenarbeit getriebene Taufgefäß aus purer Bronze (1337), dessen Art man häufig in den niederdeutschen Kirchen — auch in der Marienkirche zu Rostock, wie wir gesehen haben — antrifft. Ein echt mittelalterliches Kunstwerk! Eine extrem-künstliche Arbeit ist das Eisengitter, das es umfriedigt, und von dem die Sage umgeht, der Teufel habe bei seiner Herstellung mit Hand angelegt.

Ein gediegenes Werk der gotischen Baukunst Wismars ist dann auch die südwestlich von der Marienkirche um 1320 erbaute Kapelle Marien zur Weiden, die sich aus dunkel glasierten Ziegeln zusammensetzt.

Den gedrungen-trotzigen Charakter des Gesamtanblickes von Wismar stützt neben der Marienkirche ebenso be-

sonders die mächtig in die Breite fallende Konstruktion der schönen St. Georgenkirche, deren hieratisch-mächtige Proportionen leider unvollendet blieben. Es wird uns hier überhaupt auffallen, daß keine der Kirchen Wismars im Querriß zu schlanker, befreiender Höhenwirkung in den Himmel greift, was indessen aber dem großartigen Eindruck des Bildes nicht schadet. Im Gegenteil: es ist uns, als ob auch diese architektonische Tatsache, deren niederdeutsch-ruhige, von ihrer eigenen massenhaften Kraft erfüllte Form jedes leichtere, beschwingte Pathos als vollkommen stilwidrig von vornherein spontan von sich abstößt, dem in sich vollendeten Wesen der markigen Landschaft und der markigen Bewohner, die vom selben Schlage sind wie die Rostocker, so ganz immanent sei. Eine einzige, wenn auch demnach nicht anmutige (was läge hier ferner!), so doch groß geartete, herbe Harmonie der Gesamtheit Wismar löst sich hier aus. Und diese ist uns als solche in ihrer restlosen Strenge — eben als wahrhaft künstlerisches Moment — ja immer willkommen. Genau so verhält es sich auch mit unserer Georgenkirche. Das ihr angehörende Kirchspiel wurde sehr früh, bald nach der Gründung der Stadt, errichtet. Die erste Georgenkirche, von der keine Spur übrig geblieben ist, wurde 1270 dem heiligen Georg geweiht und dem Patronat des deutschen Ordens anvertraut. Mit der Erbauung der heutigen Georgenkirche begannen die alten Wismaraner bald nach dem Jahre 1300, während die Errichtung des unvollendet gebliebenen Hauptturmes im Jahre 1404 eingeleitet wurde. Dann trat abermals eine Bauunterbrechung ein, bis Hermann von Münster, wie es heißt, Werkmeister und zugleich Baumeister der Kirche wurde. Immer wieder stellte sich leider die Unzulänglichkeit der Baumittel der architektonischen Großtat entgegen. Eine Riesengebärde gleichsam, die in der Luft hängen blieb. Allein es war nicht nur der

beabsichtigte Turm, dem keine Vollendung geschenkt wurde, auch der Chor erfuhr durch den unterbliebenen Umbau keine Ausreifung, und zwar aus dem ebenerwähnten Grunde.

Auf den Steinmund, der sich nach dem ursprünglichen Bauplan natürlich immer höher zum Turm auswachsen sollte, wurde lediglich ein stumpfes Dach gelegt, das sich nicht über das Kirchendach emporhebt. In dieser Figur wirkt nun die Kirche äußerst eigenartig, aber durchaus nicht etwa unästhetisch, da sie ihre breitwuchtende Großartigkeit in volle Beleuchtung zu setzen vermag. In außerordentlicher Schönheit strahlt die Höhe der schlanken, feingegliederten Giebel ihres Querschiffes, sowie man sich der Betrachtung des Einzelschmuckes ihrer Architektur ergibt. Glasierte Ziegelverzierungen springen von der imposanten Mauer ab, deren Plastiken Löwen- und Lindwürmerfiguren bilden.

Im Innern der Georgenkirche fesseln uns die sich in reicher, abwechselnder Formwirkung sorgfältig schneidenden Bögen des Querschiffes, der Seitenschiffe und des Chores, wie die gigantenhaften Pfeiler, dann das Schnitzwerk des Chorgestühls mit den Wangen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die zum großen Teil Gewerks- und Patrizierwappen darstellen. Kunstreiche Schnitzereien verzieren auch die Kanzel in anmutigem Renaissancestil. Von außerordentlicher Schönheit ist aber besonders der Flügelaltar, ein Werk aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, das 1881 von dem Wismarschen Künstler Michaelsen restauriert wurde. Seine Flügel sind von Bildern bedeckt, die folgende sakralen Szenen darstellen: das Martyrium des heiligen Georg, die Legende vom heiligen Martinus von Tours, dann Mariä Verkündigung, die Geburt Jesu, die Anbetung der Waisen, die Darstellung im Tempel, die Geißelung, Dornenkrönung, wie den Golgathagang

und die Kreuzigung selbst. Die Hauptperspektive des herrlichen Altars gibt sich in Goldbaldachinen, die sich über zierlich geschnitzten Statuetten wölben. Im Zentrum des Kunstwerkes erblicken wir Christus und Maria, seine Mutter, und außerdem in den Seitenabteilungen und Flügeln vierzig Heiligenfiguren.

Auch in den Hansestädten gingen die katholischen Zeiten in ihrem phantasievollen, lebendigen Kult auf eine farbige, von Stimmungen atmende Wandausschmückung der Gotteshäuser aus, die dann die Ernüchterung des gefühlskahlen Protestantismus durch einen Tünchеüberwurf verhüllte. So wurden die mittelalterlichen Wandmalereien der Georgen- wie die der Marienkirche erst in unserer Zeit wieder entdeckt und, nach der Beseitigung der Tünche, durch eine geschickte Künstlerhand in ihrem eigenartigen Reiz wiederhergestellt. Auch die hölzerne Bildsäule des Ritters St. Georg zu Pferde, der den Drachen bekämpft, besichtigen wir noch in der ehemaligen Kapelle der Wollenweber, sowie den Altarschrein, der dem heiligen Thomas von Aquino gewidmet wurde.

Wenn wir unsern Spaziergang durch Wismar fortsetzen, dessen winklige Häuserreihen durch meistens ineinander überlaufende Spitzdächer charakterisiert werden, erblicken wir am Nordende der Stadt die Nikolaikirche, die in ihrer Architektonik eine starke Ähnlichkeit mit der Marienkirche zeigt. Mit ihrer Errichtung ist im Jahre 1381 der Maurermeister des Rates, Hinrick von Bremen, beauftragt worden. Dies geht aus einem Kontrakt hervor, den Hinrick von Bremen damals mit dem Kirchenvorsteher abschloß und der uns, allerdings nur in der Abschrift, überliefert worden ist. An der Formtendenz der Nikolaikirche, besonders im Hinblick auf das ebenmäßige Oberschiff und die hohen Pfeiler, nehmen wir schon mehr Schlankheit und eine auffälligere Dynamik in der Gliederung der Bau-

verhältnisse wahr, obwohl auch sie sich mit ihrem stumpfen, relativ niedrigen Turm ohne jede weitere Stilzubilligung eng in das einmal derartig determinierte Gesamtbild der Stadt einfügt und ebenfalls in ungefüger, schwerfälliger Majestät ihre Proportionen aufrauschen läßt. Dabei ist aber zu beachten, daß diese Kirche eine der höchsten in Deutschland ist, und daß ihr von gewaltigen Strebebogen gestütztes Mittelschiff dem des Kölner Domes in der Höhe etwa nur um die Differenz von einem Meter nachsteht. In der baulichen Ausgestaltung wurde bei dieser Kirche besonders die Ornamentik berücksichtigt, die an den Turm- und Hallengiebeln reichen plastischen Schmuck aus glasierter Ziegelmasse hervorhebt. So erblicken wir eine einzigartig schöne Riesenrosette, um die eine Unmenge von Heiligenfigürchen und Verzierungen aus schwarz lasierten Formsteinen gelegt ist.

Unter Wismars Gotteshäusern können wir schließlich auch noch der kleinen Heiligengeistkirche einen Besuch abstatten, die gleich am Anfang des 14. Jahrhunderts erbaut worden ist. In ihrem Inneraum befindet sich eine in echt niederdeutscher Manier bemalte Balkendecke.

Unter den Profanbauten der Stadt ragt alsdann in erster Linie der Fürstenhof hervor, der in mecklenburgischer Frührenaissance, im edelsten Johann-Albrecht-Stil, aufgeführt und mit außerordentlich schönen Terrakottenverzierungen bedeckt worden ist. Eine wirklich aristokratische, in der Ausschmückung fein abgetönte Fassade! Das geistreiche Prachthaus wurde von 1553 bis 1554 von Gabriel von Aken und Valentin von Lira errichtet. An den Portalen und an den Friesen entzückt uns plastisches Bildwerk, das Isaaks Opfer darstellt und dann den Simson, wie er den Philistern mit dem Eselskinnbacken zu Leibe rückt, ferner einige Szenen aus dem trojanischen Krieg, David und Goliath, Samson und Delila, wie das Gleichnis

vom verlorenen Sohn. Wir gehen weiter an den kühnen, hochmütig herabblickenden Patrizierhäusern vorüber, deren Giebel mit Lasureinsätzen oft von zahlreichen kleinen Luken durchbrochen werden, und noch zwei hervorragende Denkmäler der Baukunst Wismars tauchen auf: die alte Schule, das prachtvollste Werk des norddeutschen Ziegelbaues überhaupt, das ein herrlich schlanker gotischer Zinnenkranz krönt. Eine prunkvolle Blendenharmonie adelt die Fassaden, deren graziöse Architektur oben, unter dem Zinnenkranz, die Lukenpaare von ornamentierten Lisenen umfassen läßt. Und dann: das ähnliche Archidiakonatshaus, das jenem Gebäude nur wenig an hoher künstlerischer Wirkungskraft nachgibt. Von den uralten Stadttoren, die sich Wismar noch erhalten hat, sei das verwitterte Wassertor erwähnt, dessen innerem Giebel sechs schlanke Blenden zu feinstem Schmuck gereichen. Das Rathaus ist dagegen architektonisch ohne Bedeutung, höchstens daß wir uns im Innern seine Gemäldesammlung ansehen, die sogar einen echten Claude Lorrain enthält.

Wir bummeln noch einmal den Mühlgraben hinauf, in dessen Träumerei eine ferne venezianische Stimmung zittert, und begeben uns dann nach dem Markt. Hinter einem ehernen Brunnen steht dort der „Alte Schwede" mit seinem breiten Gotengiebel. In diesem Wirtshaus, dessen niedrige, verräucherte Stube mit buntem Gerät, wie Hellebarden, Sturmhauben, alten Schiffsmodellen, allerhand Seegetier und Schätzen aus den Tropen, wunderlich ausstaffiert ist, nehmen wir den Abschiedstrunk zum Wohle Alt-Wismars ein, dem friedlichen, rüstigen deutschen Patriziersitz, dessen schöne Romantik ein Abenteuer unserer melancholischen Seele wurde. Im fernen Hafen tutet schon der Dampfer, der uns in die rauschende See hinaustragen will, fort von diesem heimatlichen Märchen, dessen stolze Phantasien und kühle Ruhe uns wohltuend umfingen. ...

Verzeichnis des hauptsächlich benutzten Materials:

1. Wilhelm Raabe, Mecklenburgische Vaterlandskunde.
2. Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs.
3. Schlie, Kunstdenkmäler Mecklenburgs.
4. Erwin Volckmann, Skizzen über Rostock, Warnemünde usw.
5. Karl Koppmann, Geschichte der Stadt Rostock. Von der Gründung der Stadt bis zum Tode Joachim Glücks (1532).
6. Werner Reinhold, Chronik der Stadt Rostock (bis zum Jahre 1836).
7. Otto Weltzien, Kronika van Rostock.
8. Ehmig, Der Rostocker Stadtplan in geschichtlicher, städtebaulicher und ästhetischer Hinsicht.
9. Thomas Glahn, Rostock (Reclams Universum, 1897/98, Heft 1).
10. John Brinckmans Werke.
11. Adolf Wilbrandt, Die Osterinsel, Roman.
12. M. Dietrich Schrödern, Kurze Beschreibung der Stadt und Herrschaft Wismar, 1859.
13. Hans Witte, Wismar, 1803—1903.
14. Dr. F. Techen, Von Wismars Vergangenheit.
15. Dr. F. Techen und Dr. F. Crull, Überblick über die Geschichte Wismars. Zur Geschichte der Baukunst in Wismar.

Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig

Stätten der Kultur

Herausgegeben von Dr. Georg Biermann

Bisher erschienen folgende Bände:

Bd. 1. **Berlin.** Von Wolfgang von Oettingen. Mit Buchschmuck von Meinhard Jacoby.

Bd. 2. **Frankfurt a. M.** Von Paul Ferdinand Schmidt. Mit Buchschmuck von L. Pollitzer.

Bd. 3. **Bremen.** Von Karl Schaefer. Mit Buchschmuck von Carl Weidemeyer, Worpswede.

Bd. 4. **Rothenburg** ob d. Tauber. Von H. Uhde-Bernays. Mit Buchschmuck von M. Nessel.

Bd. 5. **Leipzig.** Von Ernst Kroker. Mit Buchschmuck und 7 Originallithographien von B. Héroux.

Bd. 6. **Danzig.** Von August Grisebach. Mit Buchschmuck von Paul Renner und vielen Kunstbeilagen.

Bd. 7. **Luzern,** der Vierwaldstätter See und der St. Gotthard. Von Hermann Kesser. Mit Buchschmuck und Holzschnitten von E. Stiefel, Zürich.

Bd. 8. **Wien.** Von Franz Servaes. Mit Buchschmuck von Hermine Heller-Ostersetzer und vielen Kunstbeilagen.

Bd. 9. **Lübeck.** Von Otto Grautoff. Mit Buchschmuck von Fidus und vielen Kunstbeilagen.

Bd. 10. **Altholland.** Von Josef August Lux. Buchschmuck nach Zeichnungen altholländischer Meister.

Bd. 11. **Köln.** Von Egbert Delpy. Mit vielen Kunstbeilagen und Buchschmuck von L. Amiet.

Bd. 12. **Granada.** Von Ernst Kühnel. Mit vielen Kunstbeilagen und Buchschmuck von Friedo Witte.

Bd. 13. **Weimar.** Von Paul Kühn. Künstlerische Ausstattung im Stile der Goetheschen Zeit. Mit vielen Beilagen.

Bd. 14. **Dresden.** Von W. Doenges. Reich ausgestattet mit alten „Dresdensia" aus einer Privatsammlung.

Bd. 15. **Sanssouci.** Von K. F. Nowak. Ausstattung und 7 Zeichnungen in Lichtdruck von Marquis F. v. Bayros.

Bd. 16. **Neapel.** Von Th. v. Scheffer. Mit vielen Abbildungen im Text.

Bd. 17. **Umbrische Städte:** Orvieto, Narni und Spoleto. Von O. v. Gerstfeldt. Mit Kunstbeilagen. z. T. nach Federzeichnungen von Adolf Hiremy in Wien.

Bd. 18. **Algerien.** Von E. Kühnel. Mit vielen Abbildungen und einer Kartenskizze.

Bd. 19. **Sizilien.** Von Felix Lorenz. Mit zahlreichen Abbildungen.

Bd. 20. **Augsburg.** Von Pius Dirr. Reich illustriert.

Bd. 21. **Rostock und Wismar.** Von Walter Behrend. Mit 24 Beil. u. reichem Buchschmuck.

Bd. 22. **Urbino.** Von Paul Schubring. Mit 60 zum Teil ganzseitigen Abbildungen.

Band 1—10 gebunden je M. 3.—, in Ganzleder je M. 5.—
Band 11—20 kart. je M. 3.—, geb. M. 4.—, in Ganzleder M. 5.—

Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig

Adolf Friedrich
Herzog zu Mecklenburg
Ins innerste Afrika

Mit
mehr als 50 teils farbigen Tafeln
und 200 Abbildungen im Text

Preis geh. M. 14.—, geb. M. 15.—

Liebhaberausgabe in kleiner Auflage
M. 30.—

Luxusausgabe in beschränkter Anzahl
M. 100.—

Die Expedition Sr. Hoh. war eines der großen wissenschaftlichen Ereignisse der letzten Jahre. Das spannend geschriebene Werk gehört zu den interessantesten Büchern, die je über den schwarzen Erdteil geschrieben wurden. Die reiche illustrative Ausstattung macht es zu einem Hausbuch für jeden gebildeten Deutschen.

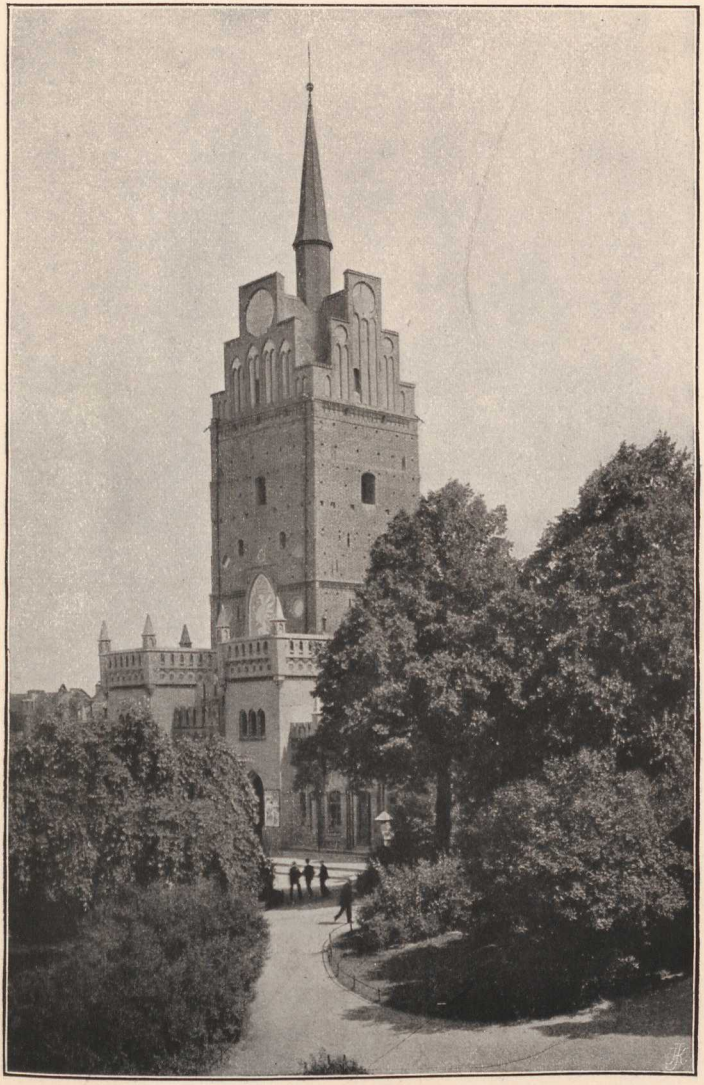
Man verlange illustrierte Spezialprospekte!

Mühlendamm und Nikolaikirche.

Ständehaus mit dem Steintor.

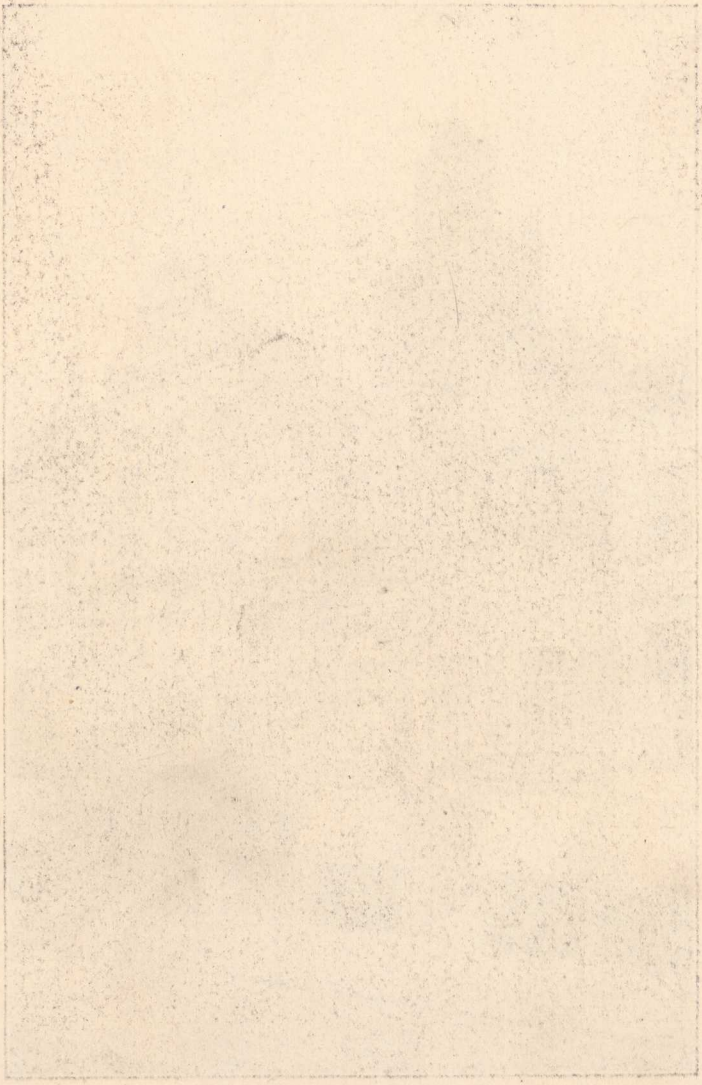
Steintor — Innenwand.

Kröpelinertor, dahinter die Jakobikirche.



Kröpelinertor.

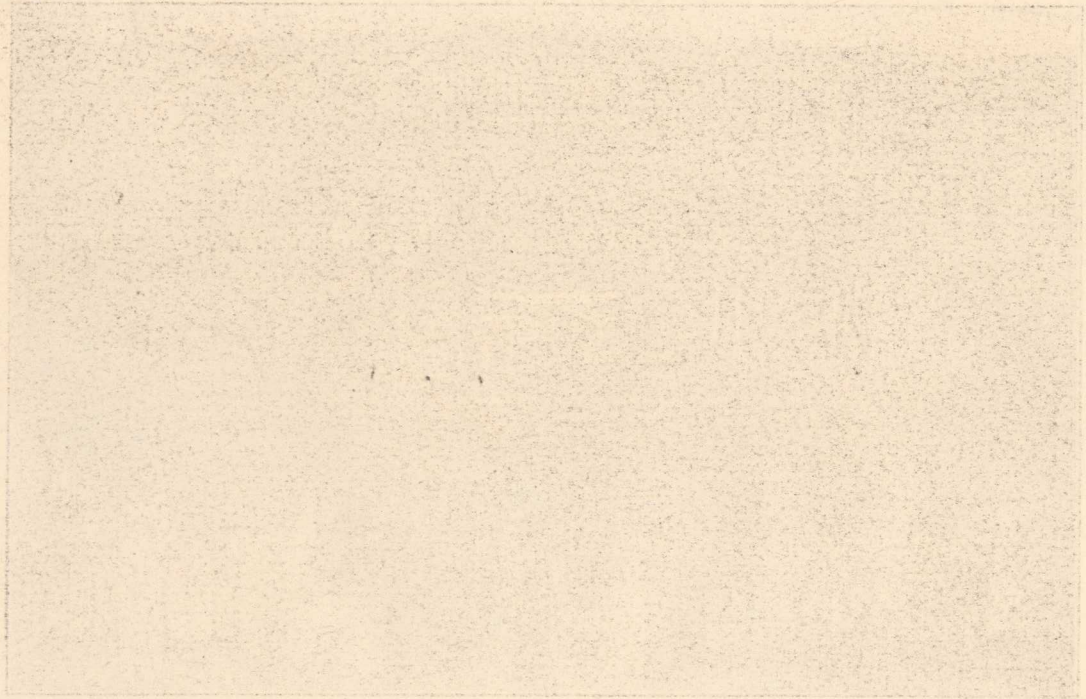
Gotisches Giebelhaus am Hopfenmarkt.



Gotische Giebelhäuser am Schilde.

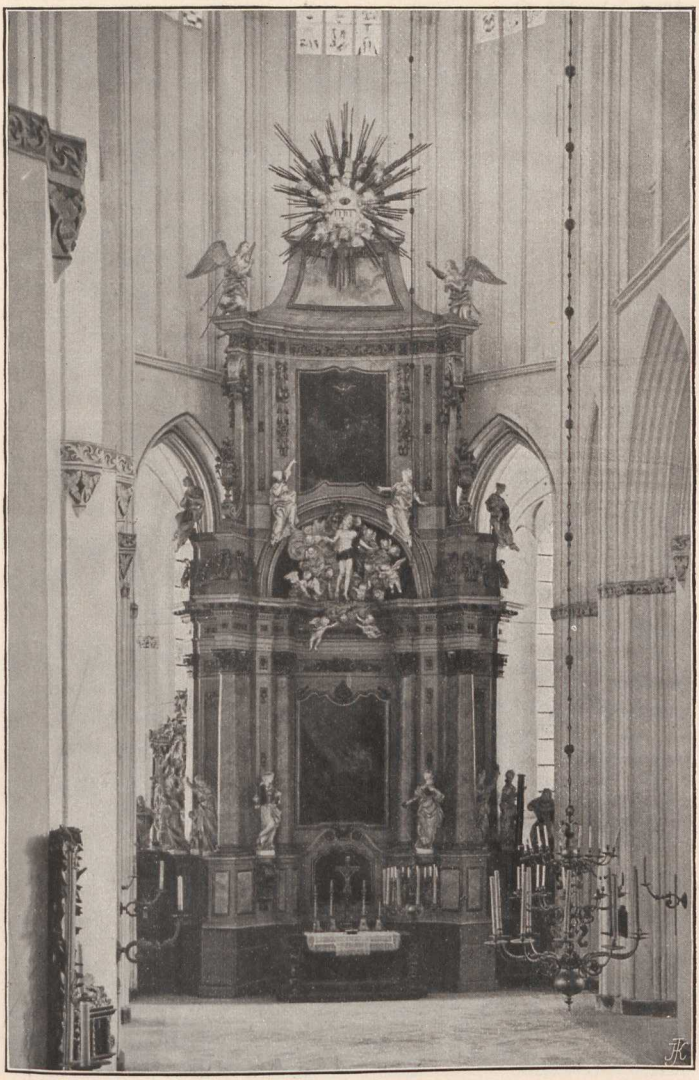
Gotisches Giebelhaus in der Großen Wasserstraße.

Universität mit Blücherdenkmal.

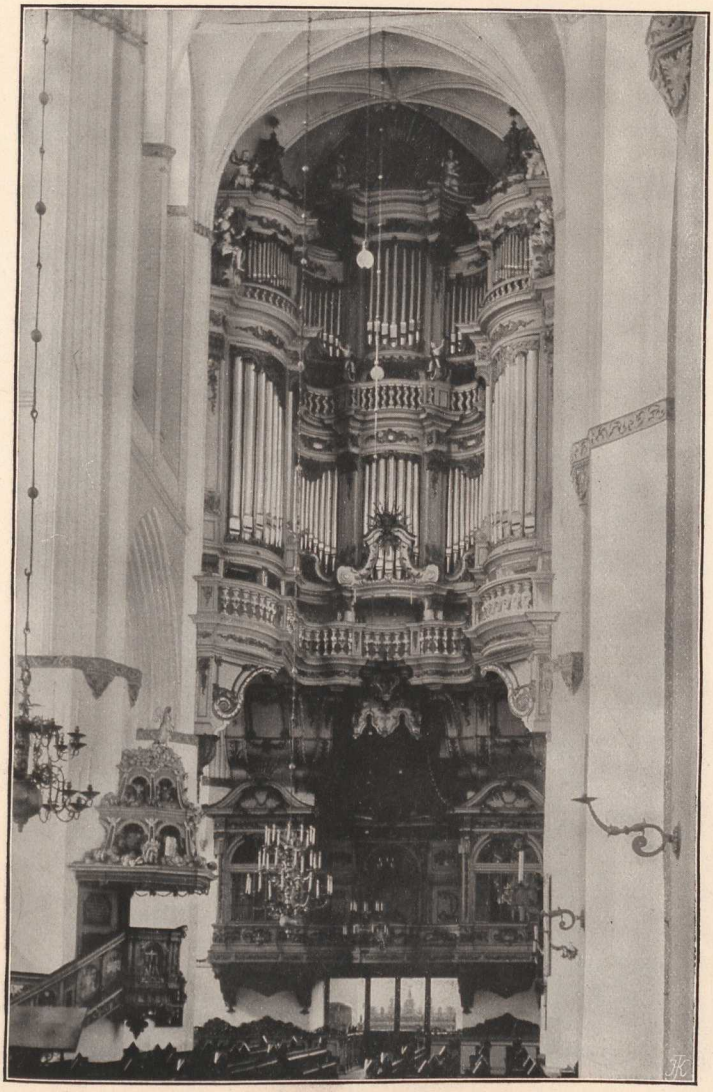


Rathaus (Neuer Markt).

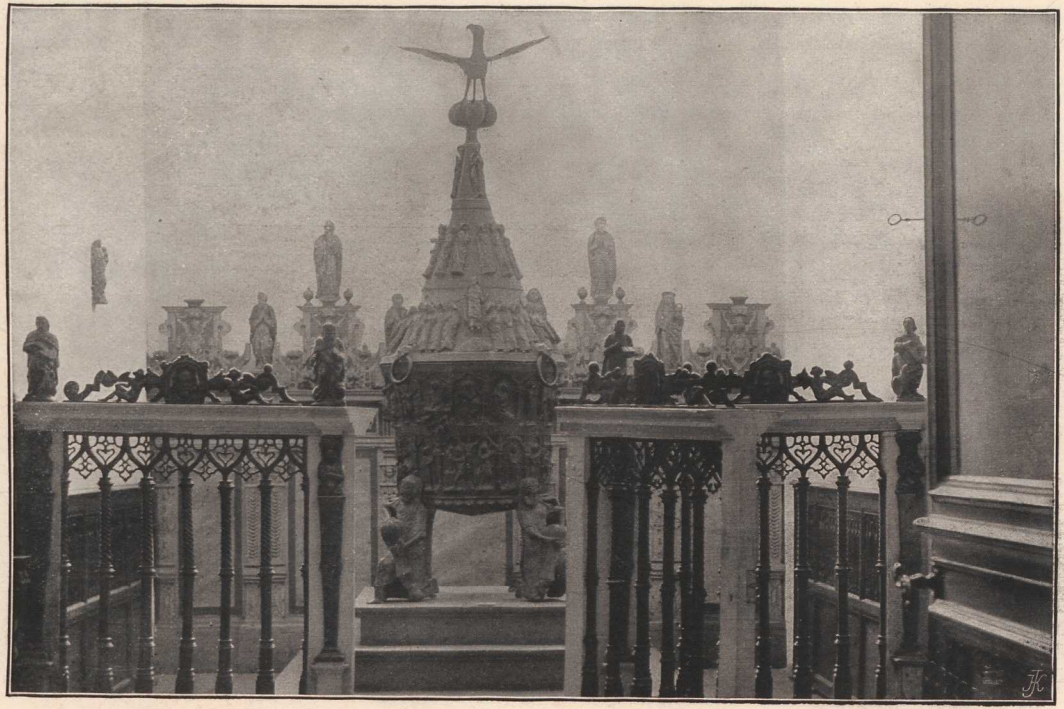
Neuer Markt und Marienkirche.



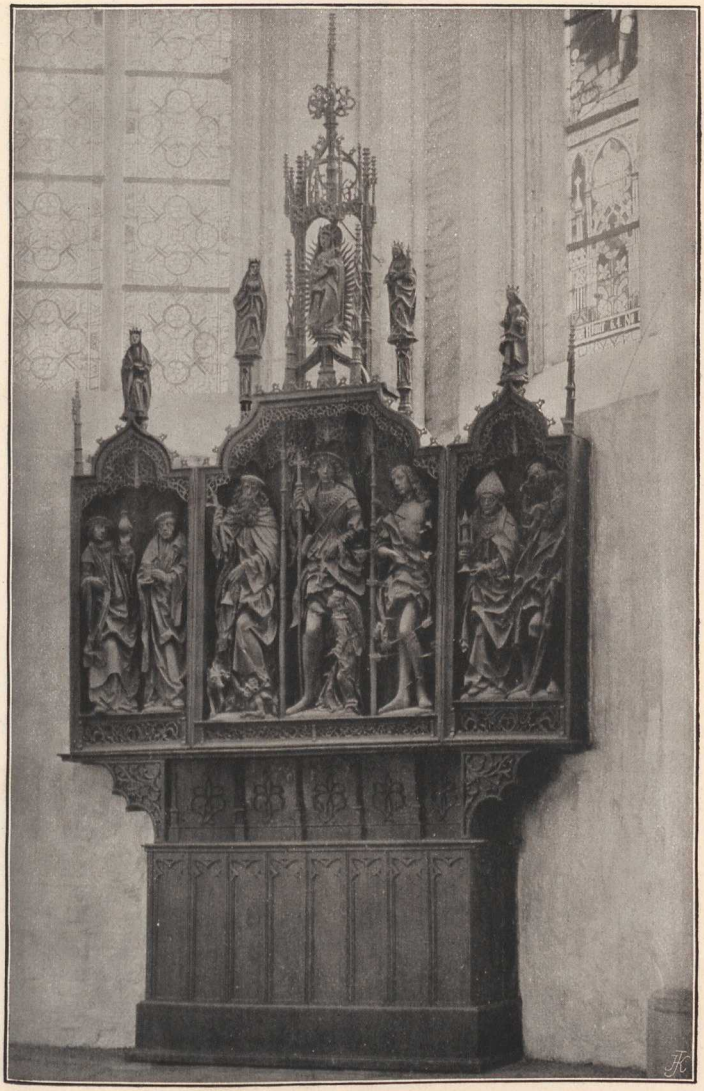
Altar in der Marienkirche.



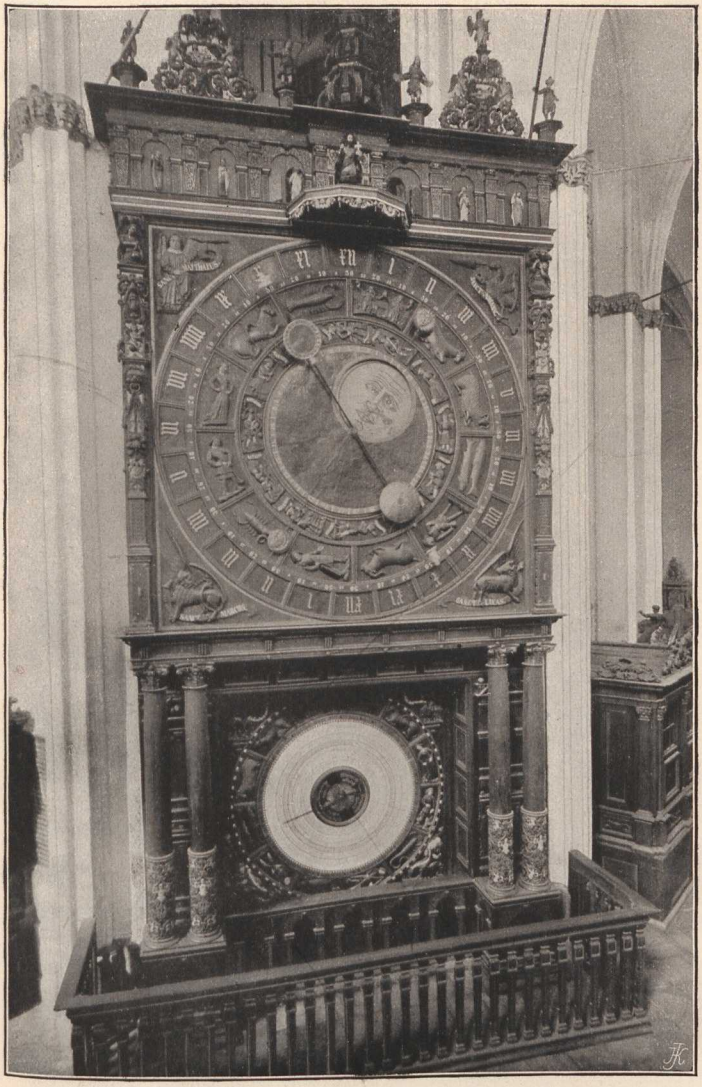
Fürstenchor und Orgelempore in der Marienkirche.



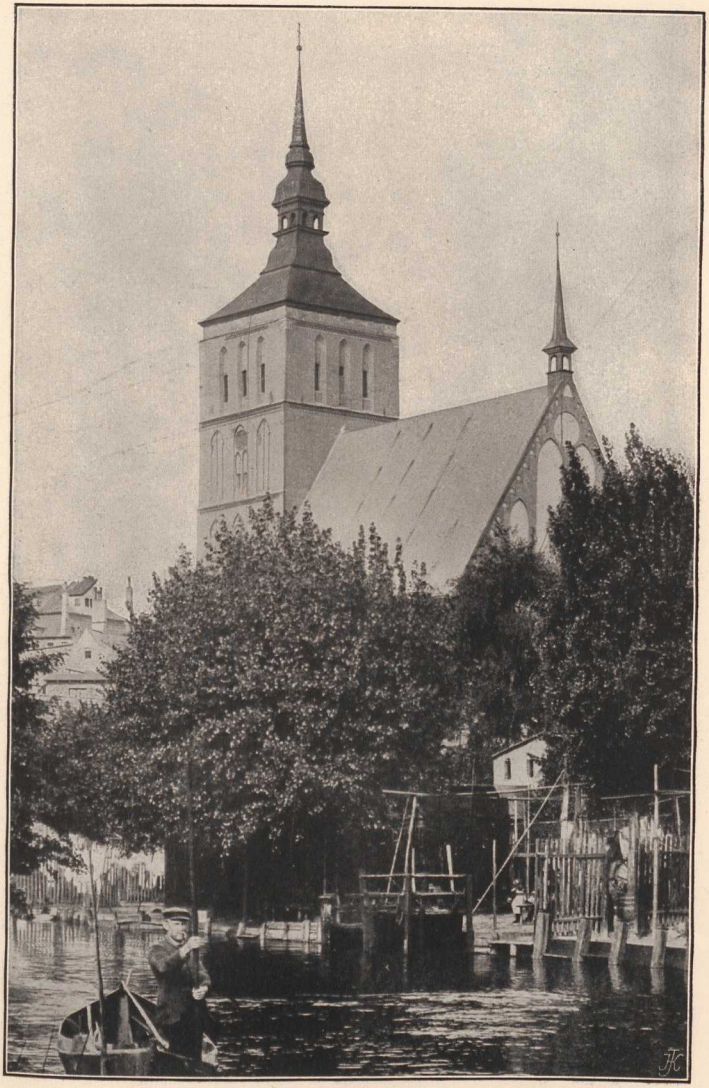
Taufbecken in der Marienkirche.



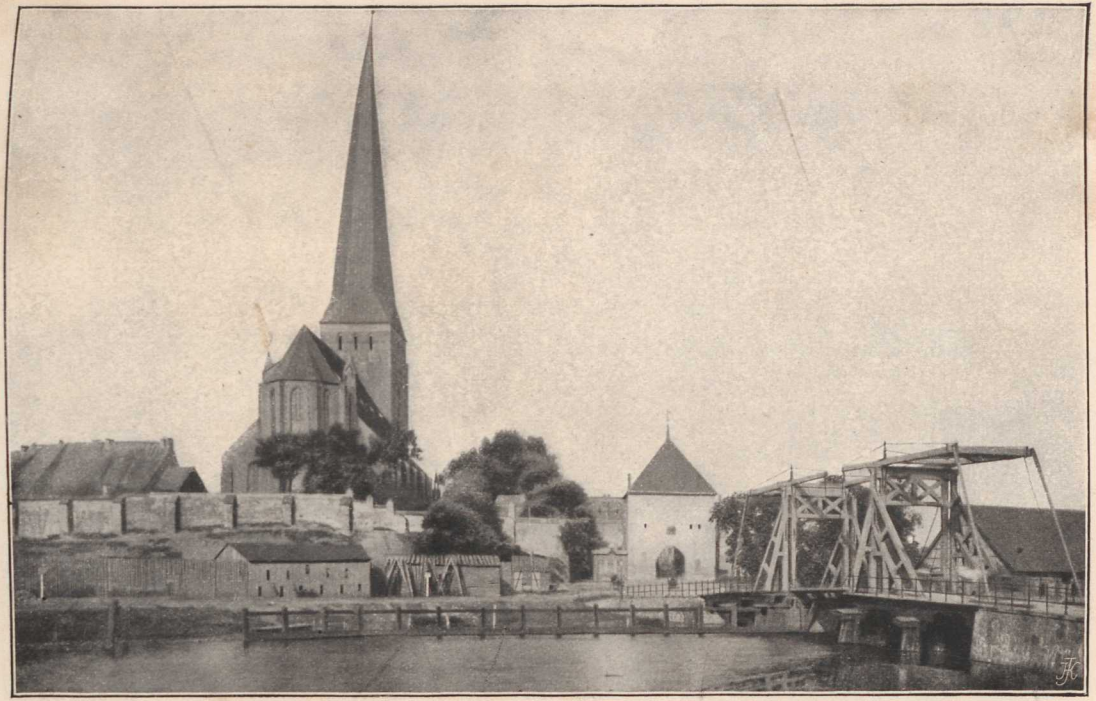
Gotisches Triptychon in der Marienkirche.



Aſtronomiſche Uhr in der Marienkirche.

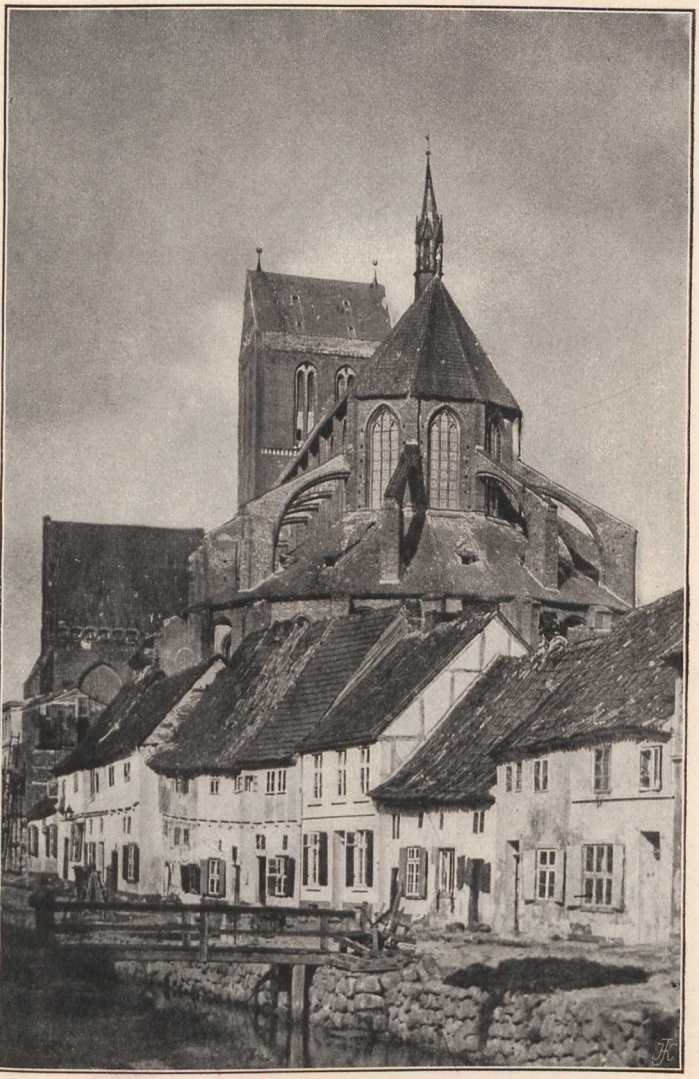


Nikolaikirche.



Petrikirche und Petritor.

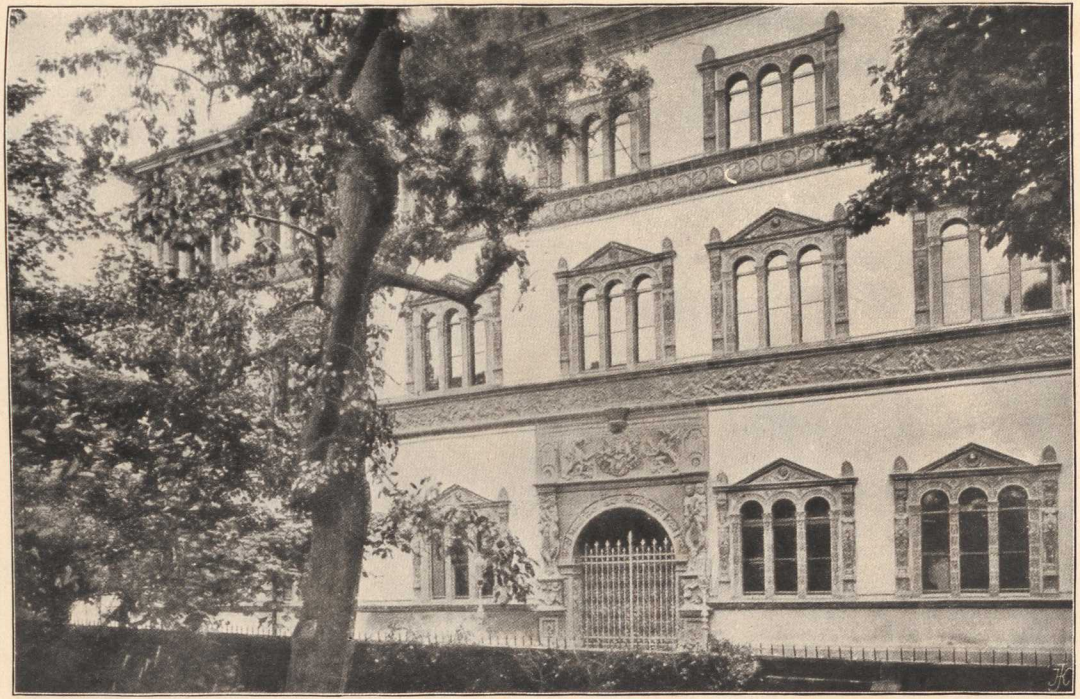
Wismar an der Ostsee.



Nikolaikirche.

Das ſchwarze Kloſter.

Die alte Schule.



Fürstenhof in Wismar.

Der „Alte Schwede“.

ehemaligen politischen Bedeutung naturgem
völlig herabgesunken ist, so haben sich doch
rungen daran künstlerisch in seiner wunders
Architektur kondensiert.

Gehen wir auf ihre einzelnen Teile ein
wir zunächst die sakralen Baudenkmäler W
ist zuerst das Pfarrgehöft der Marienkirche,
Jahrhunderte vorübergegangen sind. Von e
Mauer umsäumt, liegt es in einem schat
Efeu umspinnt die süße, innige Mystik des a
Baues, dessen einer Flügel sich in einer sc
Fassade emporhebt, während der andere sich
form hinter der breiten Krone einer wunders
mütigen Akazie aufrichtet. Zugleich fallen
auf die Marienkirche Wismars, die eines d
Monumente der Machtzeiten der Hansa is
wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jah
richtet und sieht mit einem gewaltigen viereck
turm aus rotem Ziegelstein, wie ihn nur
niederdeutsche Backsteingotik in seiner tota
robuster Weihe erschaffen konnte, über das G
der Stadt hinweg. Er gibt für fernste E
von dem naiv-starken Willen einer hart gesc
mitiv-großen Kultur der rauhen Bewohner
von ehedem, zu der sich alle Stadtorganism
hatten, die noch keinerlei innerliche und
minimal äußerliche Differenzierung individu
rannen vielmehr zu einem einzigen einheitli
ihrer Gesamtheit zusammen. Dieser starke
gotik mit dem erhabenen, hohen Spitzbogenf
massiven Stufenportal, dieses markige, echt
Kunstwerk, schließt mit einer stumpfen, dachfö
ab. Aber auch das wollen wir nicht übersehen:
peinlich präzisierte Einzelornamentik ihre vers

C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 091
the scale towards document